EDITOR

Rev. Jos. S. Heidt, O.M.I.

MANAGER

Rev. Hugo M. Loran, O.M.I.

MARIENBOTE

Zeitschrift für die katholische Familie

VII Jahrgang April 1939 Bd. 2, Nr. 7



Subscription Price

A year in advance....................$1.00
Single copies 10c
Club rate, 25 copies...................$1.50
Foreign, per year $1.25

Advertising Rates
On application to Business Manager.

Checks and Money Orders
should be made payable to
DER MARIENBOTE.

Change of Address
Both old and new address should always be given at least two weeks before publication.

Manuscripts
submitted to the editor should be typewritten. Unsolicited material cannot be returned unless accompanied by postage.

TRIAL COPIES
Sent free on request to all prospective subscribers.

Renewal
Renewal of subscription remitted after the 25th of the month will be entered only in the following month.

INHALT

CONTENTS

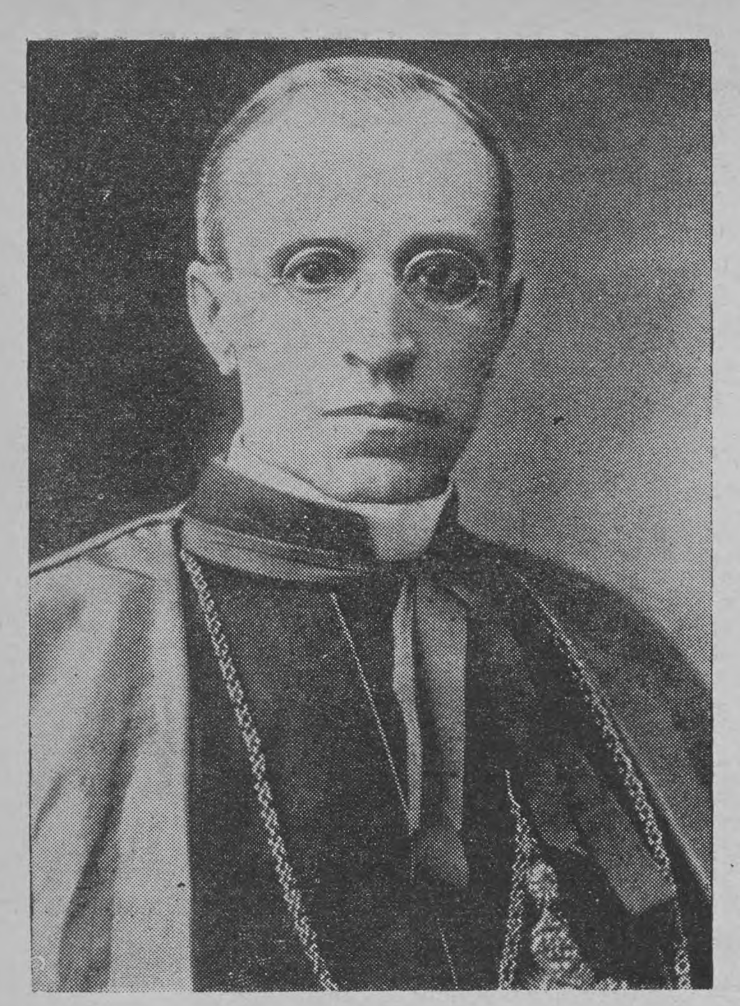
★

ZEITSCHRIFT FUER DIE KATHOLISCHE FAMILIE

DER MARIENBOTE,
a monthly family magazine, edited and published with ecclesiastical approbation by the Oblate Fathers at

THE MARIAN PRESS

924 Victoria Ave. Regina, Sask.



Der Papst

Von P. Werner Merx, O.M.I.

DIE Kirche des Papstes ist der gewaltige St. Petersdom in Rom; die Kirche der Päpste aber ist die Basilika des hl. Paulus vor den Mauern ebenfalls in Rom. Bei all der Pracht und Schönheit, die an dieser Kirche zu Tage tritt, ist etwas besonders Auffallendes, nämlich die Serie von Bildnissen aller Päpste von Petrus bis auf unsere Tage, — Bildnisse in Stein gemalt, in ununterbrochener Reihe an den Wänden entlang laufend.

Diese Gallerie von Papstbildnissen ist ein herrlicher Beweis der ununterbrochenen Reihenfolge der Päpste der katholischen Kirche. Wo ist das Herrscherhaus, wo ist die Adelsfamilie, die in ihren Ahnen soweit zurückgehen? Wo ist das Volk, der Stamm, die in solch wunderbarer Weise regiert wurden, wie die Kirche Jesu Christi? Wo ist eine Einrichtung auf Erden, die solchen Bestand gezeigt, wie die von Gott auf den Felsen Petri gegründete Kirche?

Gedanken dieser Art gehen einem durch den Sinn, wenn man die Päpste in St. Paul auf sich herabblicken sieht. Diese Gedanken hat ein jeder, der von der vergangenen Erwählung und Krönung des 262. Papstes, Pius XII., gelesen und gehört hat.

Im ersten Papst, Petrus, wurde allen folgenden die Macht und Gewalt gegeben, zu binden und zu lösen auf Erden und im Himmel, die Schlüssel des Gottesreiches zu behüten und die Herde Christi zu weiden und zu führen, wie ein Hirt seine Herde führt und leitet. Und da Petrus Christi Stellvertreter war und mithin jeder Papst Stellvertreter Christi ist, so kann ein jeder Papst mit Christus sprechen: Ich bin der gute Hirt. Ich kenne meine Schafe und die meinen kennen mich. Wie eine grosse Familie fühlt sich deshalb die katholische Kirche besonders in diesen Tagen der Ehre, wo die ganze Welt, die zum grossen Teil nicht zur Familie gehört, voll war des Lobes für die hl. katholische Kirche und wo die Einheit und Einigkeit der Kirche so herrlich zu Tage trat.

Und wir können nicht anders als mit Freude und Dankbarkeit zum Himmel aufschauen, von wo aus der Herrgott so fühlbar seine Kirche leitet. Wir können nicht anders als den Stifter der Kirche preisen für die Erwählung eines Mannes, der würdig den Platz so vieler erhabener Vorgänger einnimmt. Denn, immer noch in die Betrachtung der Bildnisse in St. Paul versunken, sagen wir uns im Stillen: Wenn jene Bilder da oben reden könnten, was würden sie nicht erzählen können von herrlichen Taten, von Ruhmestagen der Kirche, von Kämpfen auch und Verfolgungen. Mit einem Wort: In dieser langen Reihe von Päpsten finden wir ausserordentlich viel hervorragende Männer. Sehr viele von ihnen tragen den Glorienschein des Heiligen, der bei manchen noch mit der Palme des Blutzeugen geschmückt ist. Viele waren Leuchten der Wissenschaft, andere soziale Wegweiser — eine glänzende Reihe wahrer Vorbilder für Könige und Herrscher. — Du wartest natürlich darauf, dass ich dir auch die Bilder der schlechten Päpste zeige. Die kannst du auch dort sehen. Merkst du, wie verschwindend klein ihre Zahl ist? Und dann musst du vor allen Dingen bedenken, dass keiner — kein einziger! — aus dieser langen Reihe, trotz persönlicher Unwürdigkeit bei ganz wenigen, auch nur einen Finger breit von der Glaubenslehre Christi abgewichen ist.

So stellen wir uns als vertrauende Kinder unter die Führung unseres neuen Hl. Vaters, Pius XII. "Der Friede ist das Werk der Gerechtigkeit" lautet sein Wahlspruch. Das ist's auch, was die Welt braucht, und wir mit der Welt. Daran können und sollen wir aber auch mitarbeiten, auf dass durch allseitige Gerechtigkeit ein alseitiger Friede herbeigeführt werde.

Vater, vergib ihnen.....

Fastenbild von Anna Hils

„NIEMALS, Keminski! Niemals! Wir haben ja schon allerlei gemacht. Aber an den Pfarrer . . . nein! Ich tu es nicht! . . . Schon meine alte Mutter hat immer zu uns gesagt: Wer seine Hand erhebt gegen einen Priester Gottes, gegen den Gesalbten des Herrn, dessen Hand wird aus seinem Grabe hervorwachsen! . . . Und solche Worte bleiben, auch wenn man nichts mehr glaubt! . . ."

Der andere, der schwarze Keminski aus Polen, lachte aus vollem Halse:

"Hans Jörg, feige Memme, westfälischer Dickkopf, warum bist du denn nicht selber ein Pfaff geworden? Reden kannst du wie ein Kapuziner! Ha, ha, ha! Wie du das soeben gesagt hast" — er stöhnt vor Lachen und äfft ihn nach —, "dessen Hand wird aus seinem Grabe hervorwachsen! . . . Ja, glaubst denn du im Ernst noch an solche Ammenmärchen, heute im Jahr 1919?"

Hans Jörg gibt keine Antwort. Er nimmt die schwere Kohlenschaufel und schaufelt die Kohlen zu Haufen.

Der Pole aber gibt nicht nach: "Wenn du es nicht machen willst, dann tu ich es eben! Er muss weg, der Schwarze! Er ärgert mich, der lange hagere Mensch mit der schwarzen, abgeschabten Soutane! Schau her, wie diese schwarze Fliege hier ärgert er mich!"

Er hält dem Arbeitsgenossen seine schweren, schwarzen Hände hin, in denen er eine Fliege totgedrückt hat. Der andere wendet sich schaudernd ab vor diesem unheimlichen Hass! Keminski aber fährt fort:

"Er soll die Kameraden in Ruhe lassen mit seiner Bekehrerei! Wir sind ja trotzdem allesamt verdammt, hier in dieser Hölle — und später auch, wenn es eine gibt!"

Hans Jörg stellt die Schaufel an die Fabrikwand: "Was hat er dir denn Böses getan, der Pfaff, he? Hat er dir nicht Arbeit und Brot verschafft und deinen Göhren Kleidung und Bettstatt?! Wer hat deiner Frau Hilfe geschickt beim sechsten Kind . . . doch er . . . oder nicht?!" —

Keminski schaut ins Leere, und für die Dauer eines Augenblicks war es, als sähe er die friedlichen Bilder, die der andere ihm malte mit ungelenkem Griffel. Aber schnell schon verschwindet der ruhige Ausdruck wieder aus dem harten Gesicht:

"Ich will keine Almosen mehr von dem! Seine feinen, weissen Finger ärgern mich und die Brille über den Augen, die aussehen, als könnten sie einem durch und durch sehen! Er muss weg, sag ich . . . und zwar bald! Weist du, dass er den Alexander, der im Sterben liegt, zurückholen will in seine Kirche?! Ha! ha! ha! Den roten Alex! Ausgerechnet den! Am lautesten hat der geschrien, dass es keinen Gott gibt! Nach Russland hatten sie ihn geschickt, weil er doch einer unserer Besten war . . . und jetzt zu guter Letzt soll er zu Kreuze kriechen . . . . . . in letzter Stund! Und das alles wegen dem Pfaffen! Kannst dich drauf verlassen, ich lege ihm das Handwerk! Er soll den schwarzen Alois kennenlernen!"

"Hätte deine Mutter geahnt, was du für ein Kerl wirst . . . dann hätte sie dich wohl nimmer Alois genannt!"

"Wie denn sonst?!" Er hebt lauernd das Gesicht zum Hans Jörg. Der sagt langsam mit seltsamem Gesicht:

"Judas . . . hätte am Ende doch besser gepasst!"

Der andere stürzt einen Schnaps hinunter: "Heil Moskau! Wenn du willst, kannst ja du den Judas spielen und mich angeben beim Pfaffen!"

Hans Jörg schaut ihm nach, bis seine unheimliche Gestalt verschwunden ist. Er stützt sich auf seinen Spaten und denkt nach: Was soll ich tun? Den Pfarrer warnen? . . . Er schüttelt energisch den Kopf: Nee, geht nicht! Geht mich nischt an . . . warum soll ich mich in die Nesseln setzen?! . . . Sein Gott soll ihn beschützen, soll ihn retten! Eigentlich glaub ich ja auch an keinen mehr! . . Es sieht aus, als wollte doch sein besseres Sein triumphieren . . . dann noch einmal: was geht es mich an? Ich lass es lieber bleiben!

In einem Krankenhaus im Kohlengebiet Westfalens kniet eine Schwester vom Roten Kreuz am Bett eines Todkranken. Die noch sehr junge Schwäbin hat es wie keine verstanden, sich das Vertrauen dieser harten Westfälenköpfe zu erwerben. Auch dieser Kranke, der rote Alex, wird ruhig, wenn die Schwester Veronika am Bett sitzt. Aber heute ist es so schlimm, dass er nimmer weiss, was er tut! Tolle Fieberträume foltern ihn, so dass er tobt und schreit. Er stösst Gotteslästerungen aus, dass es der jungen Schwester graust! Was haben die Gottlosen aus diesem armen Menschen gemacht!

Seine Frau steht am Fussende der einfachen, aber sauberen Bettstatt. Eine arme, ausgemergelte Frau. Unsagbares Leid und Bitterkeit stehen in dem blassen Gesicht. Sie starrt auf den sterbenden Mann. Langsam steigt doch Mitleid in ihr Gesicht. Was hat er sie und die Kinder gequält! Sogar geschlagen hat er sie . . . aber dass er nun so elend ringt mit dem grausamen Tod . . . das ist ihr doch leid!



"Schwester, wenn er doch seine Ruhe fände! Wenn doch der Tod käme — ich halte das nicht mehr aus!" Mit beiden Händen hielt sie sich die Ohren zu. Zu Häupten des Lagers hängt das Kruzifix. Sie schaut scheu hinauf und sagt zur Schwester:

"Früher, als man noch an den da oben glauben konnte — war's besser — viel besser — aber heute — mein Gott!"

Er hörte diesen Ruf der zerrissenen Seele, der Gott am Kreuz.

Die Schwester steht auf und legt den Arm um die Frau, gefügt aus Leid und Schmerzen:

"O, Sie werden wieder glauben können. Frau Meschnik, Sie werden es wieder können. Kommen Sie, knien Sie zu mir, wir wollen für Ihren Mann beten."

Willenlos geht die Arme in die Knie. Wie mit einem Kind betet die Schwester laut, langsam, das Vaterunser, das Ave Maria und dann das "Unter deinen Schutz und Schirm, Gedenke o gütige Jungfrau."

Sie holte aus der Seele der Frau die verschütteten Perlen der Kindheit hervor — und legte sie dem erbarmenden Heiland zu Füssen!

Und der Heiland hörte auf die Bitten. Der Kranke wird ruhiger. Er schlägt die Augen auf.

"Anna — du betest?" Sie nickt mit dem zerfurchten Antlitz.

"Ja, Alexander!"

Er: "Ich muss sterben, Anna — ich möchte nicht umkommen, wie ein Hund — aber, wenn ich den Pfaffen hole — ist das aus mit kostenloser Feuerbestattung — und du erhältst nichts für die Kinder — und und —"

Da ruft Schwester Veronika, die in zitterndem Glück das Gespräch mit anhört:

"Ich verspreche Ihnen, dass auch wir für alles sorgen werden — für alles — —"

"Dann lassen Sie ihn kommen, den Pfaff . . . Pfarrer, Schwester Veronika!" Und mit einem schwachen Lächeln: "Jetzt hat mich Ihr Rosenkranz doch noch ins Garn genommen!"

Schwester Veronika eilt ans Telephon: "Herr Pfarrer, eilen Sie, so schnell Sie können . . . der Zechenarbeiter Meschnik auf Zimmer 9, Sie wissen schon . . . im Totenkämmerchen . . . er hat nur noch wenig Zeit!" "Ich komme sofort," hörte die Schwester den Pfarrer sagen am anderen Ende der Leitung.

Der Geistliche geht zur einfachen Ziegelkirche. Dem schmucklosen Tabernakel entnimmt er ehrfurchtsvoll das Allerheiligste. Auch das heilige Oel zur letzten Oelung nimmt er mit. Dann eilt er, so schnell er konnte, zum Grubenkrankenhaus.

War das Zufall?! Ein Stein aus dem Hinterhalt! . . . Noch einer! Der Priester hält das Allerheiligste fester und schaut sich um. Da hört er lachen. . . so mag der Teufel lachen in der Hölle! Er erreiche das Krankenhaus, da saust ein Stein an seinem Kopf vorbei, ein anderer trifft den linken Arm. Er betet: "Guter Hirte, schütze den Hirten, solange wenigstens, bis er dir das verlorene Schäflein heimgeholt hat!"

Als er eintritt, sieht er, dass es höchste, allerhöchste Zeit ist. Das harte verwüstete Arbeitergesicht trägt die Zeichen des Todes. Nur die grauen Augen flackern im blaublassen Gesicht. Zwei Kerzen brennen beim armen Kruzifix und werfen sanftes Licht auf den sterbenden Mann. Die Schwester nimmt die Frau bei der Hand:

"Kommen Sie, gute Frau Meschnik, Ihr Mann muss allein sein, wenn Gott ihm die Sünden von der Seele nimmt!"

Sie gehen hinaus. Drinnen aber geschieht das Wunder der Wunder! Was ein wüstes, hartes Leben an Schutt aufgehäuft hatte auf dieser Seele, an Gestein, Gedörn und Schmutz, nahm der Stellvertreter des guten Heilandes fort mit gütiger Hand. Zuletzt war alles abgetragen, was diesen Heiland hätte hindern können, Einzug zu halten in den nunmehr blühenden Garten dieser Seele.

Der Geistliche öffnet die Tür zum Sterbezimmer. Die beiden Frauen kommen herein.

Nie mehr . . . auch nicht am Hochzeitstag vor vielen Jahren, hatte die Frau diesen Frieden im Antlitz ihres Mannes gesehen! Dann kam Christus selber, das lebendige Himmelsbrot, um diese Seele auf dem letzten Weg zu stärken. Der Priester blieb an seiner Seite, bis alles vorüber war. Mit den wunderbar schönen Gebeten der heiligen Kirche geleitete er die Seele hindurch durch die letzten Fährnisse zum ewigen Port, wo ein barmherziger Heiland auf den Sohn wartete, der in die Irre gegangen war, aber dann doch noch den Weg nach dem Vaterhause gefunden. Im Himmel war mehr Freude über diese Heimgekehrten, als über neunundneunzig Gerechte, die der Busse nicht bedurften! . . . Die Hölle aber raste! . . . Sie war in die entmenschten Bösewichte gefahren, welche den Geistlichen schon vorhin bedroht hatten.

Der Hirte war nur eine kurze Strecke Weges gegangen, als ihn ein Steinhagel empfing. Ein grosser Stein traf das ehrwürdige Antlitz. Er sank zu Boden. Bevor ihn das Bewusstsein verliess, betete er, wie einst St. Stephanus: Herr, rechne ihnen dies nicht zur Sünde an! Dann wurde es still um den Martyrer.

Nach langen Leidenswochen erwachte der Priester wieder zum Bewusstsein. Eine weisse Mullbinde verhüllte die Wunde an der Stirn. An seinem Bett steht der Arbeiter Hans Jörg, der gleiche, der sich geweigert hatte, den Priester Gottes zu töten. In seinen Augen stehen Tränen.

"Herr Pfarrer . . . ich weiss, wer es getan! Soll ich ihn angeben beim Gericht, Herr Pfarrer? Er kommt ins Zuchthaus, ganz gewiss!" Nie wieder wird er das Wort vergessen, das ihm der Priester erwiderte: "Hans Jörg, wissen Sie, was Christus tat, als ihn seine Feinde ans Kreuz nagelten . . . als sie ihn am Kreuz erhöht hatten unter namenloser Pein?"

Fast wehmütig schüttelte Hans Jörg den Kopf:

"Ich weiss es nimmer, Herr Pfarrer, es ist schon zu lange her . . . dass ich an solche Dinge gedacht habe, die in der Bibel stehen!"

Da sagte der Priester mit einer Stimme, in der die Sorge des guten Hirten bebte:

"Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!"

Presse Apostolat.

Die Hl. Charwoche

Ostern entgegen von P. J. Schulte

WENN die Aprilnummer des Marienboten dein Heim erreicht, dann stehen wir mitten in der ersten Charwoche, die uns noch dringlicher und lebhafter das bittere Leiden und Sterben unseres lieben Heilandes vor Augen führt als der übrige Teil der Fastenzeit. Wie erschütternd dringen die Klagetöne in unsere Seele:

O Haupt voll Blut und Wunden,
Voll Schmerz, bedeckt mit Hohn.
O göttlich Haupt, umwunden
Mit einer Dornenkron'!

Wie tief ergreift des sterbenden Erlösert Bitte das Herz eines jeden frommen Christen:

Heb' dein Aug' und dein Gemüte,
Sünder, zu dem Berge hin.
Schau mein Leid und meine Güte,
Schau', ob ich dein Heiland bin!

Welch schmerzliche Gefühle ruft die heilige Erzählung in uns hervor: Christus, der Gottmensch, ans Kreuz genagelt, hängt drei Stunden lang unter den schrecklichsten Schmerzen zwischen Himmel und Erde, neigt sein Haupt und stirbt. Die Sonne verhüllt ihr Angesicht, die Erde erbebt: durch alle Adern der Natur zittert die erschütternde Frage, ob ihr altes Sehnen nach Entsündigung und Heiligung wohl nun in Erfüllung gehe.

Der Heiland wird vom Kreuze abgenommen, in den Schoss seiner gebenedeiten Mutter gelegt, gewaschen, gesalbt und dann eilig unter dem Geleite weniger Freunde bestattet. Um das einsame, versiegelte und bewachte Felsengrab rauschen die Palmen am Karfreitagsabend und am folgenden Sabbat.

Mögen die Hohenpriester und Ratsherren und Schriftgelehrten und Pilatus, überhaupt die Feinde Jesu, auch nicht wollen, ihr Blick geht doch immer in der Richtung dieses Grabes. Und das Herz der Freunde Jesu schlägt an diesen Felsen; dies Grab ist der Mittelpunkt der Welt. Es ist, als ob die Erde sich vom Himmel die Gunst erbeten habe, diesen kostbaren Schatz noch einige Stunden in ihrem Schosse bergen zu dürfen. Es ist, als ob der Vater im Himmel und mit ihm die Engel Zeit haben müssten, um diesen kostbaren Leib, der, untrennbar mit der Gottheit vereint, gleichsam weiter auf seiner Opferschale ruht, zur Genüge bis in die letzten Wunden hinein zu betrachten.

Dann naht der dritte Tag! - O s t e r n e n t g e g e n! Noch umhüllt die Dunkelheit sein Haupt. Aber Jesu Seele denkt an den toten Gefährten, an seinen menschlichen Leib im Grabe. Christus muss seine Prophezeiung erfüllen, sein Versprechen einlösen: "Du wirst deinem Heiligen nicht zu schauen geben die Verwesung"; "reisset den Tempel meines Leibes nieder, und ich werd ihn in drei Tagen wieder aufbauen." Im versiegelten Felsengrabe beginnt etwas wie das Alpenglühen vor Sonnenaufgang. Noch siehst du den Feuerball der aufgehenden Sonne nicht, und schon werden die weissen Häupter in liebliches Rot und dann in feuriges Gold getaucht, bis plötzlich die ersten Strahlen grüssend herüberblitzen: Dort geht es der Sonne, hier geht es Ostern entgegen. Diesen Frühmorgenglanz des Ostertages hat ein grosser Künstler auf der Leinwand festgehalten in einem Bilde, das die vierzehnte Station des Kreuzweges darstellt.

Und jetzt reisst die Seele des Heilandes ihren treuen Gefährten, den Leib, mit göttlicher Gewalt an sich, trägt ihn blitzschnell aus dem einsamen, versiegelten und bewachten Felsengrabe hinaus ins Licht des jungen Ostertages, wohin sie nur immer will, zu seiner Mutter, nach Jerusalem, nach Galiläa, an den See Tiberias, durch den ganzen Weltenraum. Dieser göttliche Leib wird nie mehr leiden, nie mehr sterben. Wie die Sonne ist sein Angesicht, und weiss wie der Schnee sind seine Kleider. Wiederum bebt die Erde, aber es ist eine freudige Erschütterung, und eine grosse Ruhe kommt über sie, denn sie weiss nun, dass die Erlösung gekommen, dass es wirklich Ostern geworden ist.

Erstanden ist nun Jesus Xrist,
Der an dem Kreuz gestorben ist;
Die Wunden rot, jetzt, o wie schön,
Wie Sonn' und Mondglanz anzuseh'n;
Alleluja.
Den Leib verklärt ein lichter Strahl,
Es schimmert hell der Wunden Mal;
Die Seel durchleuchtet ihn so rein,
Wie tausendfacher Sonnenschein;
Alleluja.

O s t e r n e n t g e g e n!

Gehen wir Ostern entgegen? Inhaltsschwere Frage! Nur wenige Stunden war der Leib Jesu getrennt von der Seele und ruhte im Schosse der Erde. Wieviel Jahrzehnte, ja selbst Jahrhunderte über das Plätzchen dahinziehen werden, wo einmal unser Grab gewesen, das ist uns ganz unbekannt. "Aber die Stunde kommt, wo alle, die in den Gräbern ruhen, die Stimme des Menschensohnes hören werden. Die Gutes getan haben, erstehen dann zum Leben; die Böses verübt haben, erstehen zum Gerichte." (Joh. V. 28.)

Ob dann unser Leib mit der Seele eine glorreiche Einheit bilden wird, ob er dem Leib des Gottessohnes gleichen wird durch seine Herrlichkeit, oder ob eine teufelsähnliche Seele in ihn fahren und ihn mit fortreissen wird in den schwarzen Abgrund der Hölle, — das wissen wir schon viel früher, das wissen wir mit Sicherheit, sobald wir nach der Trennung von Leib und Seele vor Gott erscheinen, um Rechenschaft abzulegen. Das können wir mit einer gewissen Zuversicht, allerdings nicht ohne Furcht ob unserer Wankelmütigkeit, jetzt schon entscheiden: Wenn wir Gutes tun, dann gehen wir Ostern entgegen; wenn wir unsern Leib ganz in den Dienst eines gottesfürchtigen Seele stellen, mag es ihm auch noch so viele Mühen und Opfer kosten, dann gehen wir Ostern entgegen.

Jedes Jahr erlebt bei uns die Natur eine Auferstehung. Und mancher, der die Blumen wieder blühen sieht und die Vöglein singen hört und den sanften Frühlingswind wieder um die Stirne fühlt, lässt sich darüber hinwegtäuschen, dass in ihm selber noch keine Auferstehung sich vorbereitet, dass der alte Sauerteig der Sünde noch in seiner Seele liegt wie Haufen alten, schmutzigen, vereisten Schnees. Da hilft nur eine gute Beichte. Die führt dich Ostern entgegen!

Am Freitag Esse Ich Kein Fleisch

PATER Klemens Maria Hofbauer, der Apostel Wiens, liebte es, mit den Kindern sich freundlich zu unterhalten. Sein Einfluss auf die Jugend war sehr gross. Einst traf er unterwegs einen Knaben mit Namen Karl, den Sohn des Hofrates Benner, der ihn begleitete und dem er also zusprach: "Karl, die Gebote der Kirche muss man genau beobachten; darum darf man am Freitag kein Fleisch essen. Dieses kleine Opfer bringen wir unserm Herrn und Heiland Jesus Christus, der sich am Freitag für uns hat kreuzigen lassen."

Karl kam nach Hause. Und als Freitags wieder Fleisch vorgesetzt wurde, sagte er ganz entschieden: "Lieber Vater, heute esse ich kein Fleisch." — "Warum?" fragte der Vater. — "Weil Freitag ist und die Kirche an diesem Tage, an dem unser Heiland am Kreuze gestorben ist, das Fleischessen verboten hat." — "Wer hat dir das gesagt?" fragte der Vater erregt. — "Pater Hofbauer," entgegnete der Knabe.

Der Vater befahl ihm, zu essen. Der Knabe bat aber inständig, er möge ihm erlauben, heute kein Fleisch zu essen. Die Bitte brachte den Vater erst recht in den Zorn. Er wies den Knaben vom Tisch: "Jetzt gehe mir sofort aus den Augen, und heute darfst du den ganzen Tag nichts mehr essen."

Karl ging und erzählte der Mutter draussen in der Küche das Vorgefallene. "Nun werde ich dir eine Mehlspeise machen," sagte die Mutter voll Erbarmen mit dem Kinde. Karl wies das Anerbieten der Mutter ab. "Nein, Mutter, der Vater hat gesagt, heute darf ich den ganzen Tag nichts mehr essen, und ich muss gehorchen; denn Pater Hofbauer hat gesagt, dass wir den Eltern folgen müssen in allem, was gut und erlaubt ist. Ich halte es schon ohne Essen auch aus."

Weinend lief die Mutter zu ihrem Manne und machte ihm Vorstellungen: "Was machst du? Willst du, dass der Karl den ganzen Tag Hunger leide und am Ende noch krank werde? Fleisch isst er nicht, und auch Mehlspeise will er keine, weil du ihm gesagt hast, er dürfe nichts essen." Der Gehorsam des Knaben gefiel dem Vater so sehr, dass er ihn rief und sagte: "Du wirst künftig am Freitag nie mehr Fleisch bekommen, aber jetzt iss eine Mehlspeise!"

Von da an kam an Freitagen nie mehr Fleisch auf den Tisch des Hofrats. Der Vater dachte ganz richtig: Wenn ich mein Kind anleite, der Kirche Gottes nicht mehr zu gehorchen, dann wird er auch mir bald den Gehorsam aufkündigen. Gegen den Pater Hofbauer wurde er aber so von Ehrfurcht erfüllt, dass er selbst seinen Sohn in die Kirche der Urselinnen führte, damit er dort dem Pater Hofbauer zur hl. Messe dienen könne.

Wie häufig kommt es vor, dass Kinder von ihren eigenen Eltern zur Sünde verführt, verleitet und gedrängt werden; ihre blinden Eltern zwingen sie auf den Weg des Verderbens. Nur äusserst selten kann man beobachten, dass verirrte Eltern von einem ihrer Kinder auf den Weg des Heiles zurückgeführt werden.

DER BAUER

Mein ist die klingende Sense,
Mein ist der blanke Pflug,
Mein ist der eichene Tisch,
Der irdene Wasserkrug.
*
Mein ist die Sonne, der Regen,
Mein ist der blinkende Tau,
Mein ist das braune Erdenreich,
Des Himmels leuchtendes Blau.
*
Ich schreite über den Acker
Und furche der Erde Gesicht,
Ich säe die goldenen Körner,
Frucht aus den Schollen bricht.
*
Die reife Saat zu schneiden,
Zieh ich im Frühlicht aus.
Im Schein der Abendröte
Bring ich das Brot nach Haus.
*
Man heisst mich stolz den Bauer,
Ich aber bin ein Knecht.
Ich diene der braunen Erde
Nach ewigem Gottesrecht.
*
Ich diene euch, ihr Brüder,
Und schaff euch Brot und Kraft.
Ich diene Gott dem Herren
In heiliger Lehenschaft.

Richard Litnel.

FINSTERNIS

—kam über unsere Welt! Die Unordnung in der heutigen Politik und Wirtschaft, Kriegsgefahren, Revolutionen, Hass, Hetzerei, Not, Ungerechtigkeit, Lüge und Unterdrückung haben es dunkel um uns gemacht. Es ist so finster in den gegenwärtigen weltlichen Verhältnissen geworden,dass niemand von uns mehr weiss, welchen Weg er gehen soll, um endlich einmal wieder zur Ruhe und Frieden und Wohlstand zu kommen.

Aber aus einem Fenster leuchtet noch ein Licht: Aus dem Arbeitszimmer Papst Pius des Zwölften!

Von dort kommt uns das Licht, das uns den Ausweg zeigt aus der Finsternis der gottvergessenden Welt. Wer diesem Lichte nachgeht, wer auf die Worte und auf die Enzykliken des Papstes horcht, der weiss, welchen Weg er gehen soll, um Frieden und Glück zu finden!

ES GIBT EINEN CHRISTUS!

Sein sichtbarer Leib ist: **Die Kirche!**
Die lebendigen Glieder dieses Leibes sind:
Die Frommen, die Guten, die Gerechten und die für Gott Streitenden!

ES GIBT EINEN SATAN!

Sein sichtbarer Leib sind:
Alle Reiche, Parteien und Organisationen, in deren Gesetzbuch der Kampf gegen Christus und seine Kirche vorgeschrieben ist!
Die lebendigen Gliedes dieses Leibes sind:
Alle Priester- und Christenmörder, alle Kreuzschänder und Kirchenbrenner, alle Katholikenhetzer und Kirchenbedrücker, sowie auch alle diejenigen, die solche mit Geld oder in der Politik unterstützen!

Zu welchem Leibe gehörst Du?!

Das Allerletzte Kind

Erzaehlung aus der Gegenwart

Von Christel Bröhl

(Schluss)

FRAU Lisabeth sucht das Weh zu beschwichtigen und sagt: "Aber er hat doch seine Mutter, der junge Starnheim — — Sicher hat er sie sehr lieb, wenn sie so zu ihm steht?!"

"Ja, das hat er!" Fritz atmete tief. "Er hat seine Mutter lieb. Aber weisst du, Muttchen, nicht wie wir zwei uns liebhaben. Gar nicht so einfach und selbstverständlich und unkompliziert, so, dass man seinen Kopf in Mutters Schoss wühlt und seine Not oder seinen Fehlgriff herausstöhnt, bis Mutters Hände alle Sorge weggekrault haben. Nein, so nicht. Er küsst seiner Mutter die Hand, wenn sie kommt. Er verehrt sie, er bewundert sie, er dankt ihr unendlich viel; aber er steht innerlich allein da. Bei den vornehmen Leuten ist das Verhältnis zueinander doch ganz anders, Muttchen, wie zum Beispiel zwischen uns."

Wieder drückt er Mutters Hand anf seinem Arm gegen sich, wie um ihr in diesem Augenblicke tief zu danken, dass sie ihm zeitlebens die beste Mutter war.

Mädchen kommen singend vom Feld und rufen einen frohen Gruss in den Garten hinein. Dadurch kommen Mutter und Sohn vom Thema ab. Aber Frau Lisabeth klammert sich wieder daran und fragt:

"Kennst du den jungen Mann denn gut? Wie gefällt er dir?"

"Der Hermann Starnheim?" Fritz schaut in die Luft, und seine Stirn zieht sich in Falten. "Es geht mir immer sonderbar mit dem jungen Kerl. Immer habe ich das Gefühl, dass ich ihn schon mal gesehen habe. Es ist ja Unsinn, aber es ist nun mal so. Gern hab' ich ihn. Er hat so ein offenes Wesen. Wir sind sogar ein paarmal zusammen ausgewesen. Ich glaube, er fühlt sich auch zu mir hingezogen. Natürlich die Starnheims brauchten das nicht zu wissen. Vielleicht hätten sie etwas dagegen gehabt, dass ihr Sohn mit einem einfachen Buchhalter des Werkes Freundschaft schloss — — Für mich ist er ja etwas jung. Sieben Jahr jünger als ich — — — Aber er hat so gar keinen Dünkel. Er ist so schlicht, als gehöre er zu unsereinem. Dabei ist er der einzige Erbe des reichsten Mannes aus Dortmund."

Sie brachen nun endgültig das Gespräch ab. Lena kam in den Garten und bat zum Essen. Frau Lisabeth hätte den Sohn noch fragen mögen: Wie sieht er aus? Welche Figur hat er und welches Haar? Und sind seine Augen noch so blau? Glaubst du, dass er sich glücklich fühlt? Aber das durfte sie nicht. Die Fragen hätten sie verraten, zumindest aber den Sohn befremdet. Was durfte ihr der Sohn des Industriellen Starnheim sein?

Fritz reiste wieder ab. Dafür kam dann Peter und verabschiedete sich von der Mutter. Sie hielt ihn zum letztenmal für lange Zeit am Herzen, denn er würde gleich nach seiner letzten Weihe den weiten Weg nach Afrika antreten, und wer wusste, wann sie ihn noch einmal wiedersah? Gott forderte Opfer von ihrer Mutterliebe, aber sie wehrte sich nicht und gab sie freudig. Lauter wohlgeratene Kinder waren ihr gegeben, und sie durfte sich dem Glück dieser Kinder nicht entgegenstellen. Der Kinder Glück sollte auch das ihre sein.

Es war nun nicht nötig, dass Frau Lisabeth noch so schaffte. Aber sie werkte unermüdlich, und die Leute schüttelten die Köpfe über ihren Fleiss. Sie konnten nicht wissen, dass sich ein Mutterherz mit dieser Arbeit betäubte, dass von neuem quälende Gedanken wach geworden waren, die sich mit dem Kinde beschäftigten, das nicht mehr das ihre sein durfte. Hatte Gertrud dennoch nicht ihren Schwur halten können, Hermann glücklich zu machen? Nach Fritzens Aussagen gab sie sich wohl alle erdenkliche Mühe. Arme Gertrud! Ihrem Manne war das angenommene Kind wohl nie im rechten Sinne Sohn geworden. Wenn nur der Junge nicht darunter litt — — wenn nur nicht — — —

Viele Monate später kamen grössere Aufregungen. Dem jungen Bauern Steffens lag seine junge Frau im Sterben, und diese junge Frau war niemand anderes als Frau Lisabeths strahlend glückliche Josepha. Nach der Geburt ihres kleinen toten Bübchens starb sie in den Armen ihres verzweifelten Gatten. Frau Lisabeth stand blass und tränenlos dabei. Und ohne Tränen verliess sie nach der Beerdigung den stattlichen Hof und verkroch sich in ihr Anwesen und arbeitete wilder als je zuvor.

"Wofür die Heimlingsche wohl schafft wie eine Besessene?" fragten sich oft die Nachbarn. "Der Fritz mit seiner guten Stelle kommt doch nie mehr nach hier zurück. Den Peter in Afrika wird sie wohl nie mehr wiedersehen. Die Sepha ist tot, und die Lena? Gott, die Lena braucht nicht soviel."

Aber die Heimlingsche sagte: "Der Hof ist ein Gotteslehen. Ich muss ihn in Auftrag verwalten und ihn dereinst seinem rechtmässigen Besitzer tadellos abliefern."

Die Leute schüttelten bekümmert die Köpfe und meinten: "Das arme Weib. Der Kummer hat sie verwirrt — — sie ist schon nicht mehr vernünftig im Kopf — — —"

Aber die Lisabeth war klarer im Kopf, als sie alle dachten. Sie wusste recht wohl, was sie dachte. Sie dachte: Vielleicht hat der Junge mich noch einmal nötig. Vielleicht schleudert der Alte es ihm einmal ins Gesicht, dass er nicht sein Sohn ist und dass er aus Dankbarkeit gefügig zu sein hat. Aber dann trete i c h dazwischen! Ich bin auch noch da! Ich, seine Mutter!

Niemand als die Lena wusste es besser, dass die Mutter ganz klar im Kopf und im Besitz ihrer körperlichen Kräfte war. Und darum äusserte sie eines Tages den Wunsch, es Peter nachzutun und aus der Sinnlosigkeit des Dahinlebens heraus ihrem Leben einen grossen Inhalt zu geben: Missionsschwester zu werden.

Zum erstenmal lehnte sich Lisabeth Heimling

gegen den Wunsch eines ihrer Kinder auf. "Soll ich dich auch noch verlieren?" stiess sie leidenschaftlich hervor. "Alle sind sie von mir gegangen! Und nun du, die Letzte und Treueste auch noch, Lena?"

Lena senkte demütig das Haupt. Auch im Dorfe hatten sie ihr gesagt, es sei unrecht, die Mutter, die ein Leben lang für die Kinder, und nur für sie, geschafft habe, im Alter ohne Hilfe zurückzulassen. Lena sah ein, dass die Leute recht hatten. Sie verzichtete auf ihren Wunsch und tat weiterhin treulich mit der Mutter alle Arbeit. Aber sie konnte dem inneren Antrieb nicht entweichen. Sie unterdrückte ihn und sehnte sich, obwohl sie es nie verlauten liess. Eines Tages brach sie zusammen.

Die Mutter, von ihren mannigfachen, wehen, peinigenden Gedanken ganz erfüllt, hatte den körperlichen und seelischen Verfall ihres Lieblingskindes nicht bemerkt. Nun stand sie bestürzt und ratlos. Erschüttert gestand sie Lena alles zu, was sie haben wollte. Aber nun war es zu spät. Es war, als ob ein unsichtbares Leiden den abgezehrten Körper auflöse. Lena starb, und der Arzt wusste nicht, woran. So begrub die Mutter das zweite Kind und klagte nicht laut. Aber sie gab immer noch nicht ihre Arbeit auf, und die Leute schüttelten immer mehr die Köpfe über sie.

"Sie lebt, als habe sie eine geheime Schuld," sagte einmal ein besonders Kluger, "und die drückt sie so, dass sie nicht anders kann, als schuften und immer wieder schuften, um den Herzschlag zu betäuben."

Er bekam die Entrüstung und Empörung des ganzen Dorfes gegen sich. Lisabeth Heimling führte einen untadeligen Lebenswandel. Die Witwe war im Dorfe überall geachtet und beliebt. Niemand durfte es wagen, etwas zu sagen wider Lisabeth Heimling. Aber die stochernde Stimme liess sich nicht beschwichtigen. Was wusste man von dem Leben der Heimlingschen, ehe sie in das Dorf zog? Was wusste man?

Drei lange Jahre liessen Blumen auf den Gräbern der beiden Töchter von Lisabeth Heimling erblühen. Der Schmerz um die Toten hatte sich gemildert, aber der bohrende Schmerz im Innern der seelisch kranken Frau brannte weiter. In Dortmund hatte sich allerhand ereignet. Fritz teilte eines Tages den plötzlichen Tod der Frau Starnheim mit. Der Verlust seiner Mutter, der einzigen Seele, die zu ihm hielt, hatte den jungen Starnheim Fritz nähergebracht. Sie waren wie Freunde miteinander. Hermann Starnheim vertraute dem Aelteren alles an und holte sich Rat bei ihm. In seinen Briefen teilte Fritz der Mutter mit, wie sehr er für Hermann fürchte, dass die Willkür seines Vaters ihm seine persönliche Willensfreiheit nehme.

In Frau Lisabeth bäumte sich alles auf. So etwas wagte der fremde Mann mit ihrem Kinde zu machen? Der gute Schutzgeist war tot, der seine Hand über dem Haupte des Jungen gehalten. Nun liess der fremde Mann den Zorn über seine getäuschten Hoffnungen und unerfüllten Pläne an dem wehrlosen Opfer aus. Und Hermann stand unter dem eisernen und harten Regiment, aus dem keine Vaterliebe leuchtete, und war ahnungslos und ohne Stütze. Die Mutter rannte umher wie ein gepeinigtes Tier und wusste sich nicht zu helfen. Endlich sank sie auf die Stufen des Altares und flehte:

"Du musst mir helfen, o Gott! Du allein vermagst es. Du kannst nicht wollen, dass mein Opfer vergebens war. Alle Kinder hast du mir aus meinen Armen genommen und hast sie weit von mir entfernt. Ist das die Strafe, dass ich einst mein jüngstes Kind verkaufte? Ich habe nur sein Bestes gewollt. — — Du musst mir helfen, o Gott — —!"

Wieder verging eine bittere Zeit, in der keine Aenderung kam. Lisabeths Hände waren gebunden. Ihr Verzicht auf das Kind enthob sie jedweder Rechte. Sie musste zusehen, und wenn ihr Kind zugrunde gerichtet würde. Im Bewusstsein ihrer Ohnmacht bat sie den Himmel um Erlösung. Ihr Leben war, seit ihr Mann starb, nur mehr eine einzige Marter gewesen. Niemals verwand sie es, das allerletzte Kind abgegeben zu haben in einem Augenblick der Schwäche, ohne klare Besinnung. Nun bat sie um Erlösung, o, endlich um Erlösung.

Diese Erlösung kam ihr auf eine ganz andere Weise, als sie erhofft. An einem warmen Sommertag betrat ein junger Mann den Hof und fragte mit stiller Stimme nach der Witwe Elisabeth Heimling.

Die Frau, die gerade gebückt über einer Arbeit stand, richtete sich auf und starrte dem Unbekannten in das sympathische, männlich schöne Gesicht. Keines Wortes mächtig starrte sie ihn an und griff sich nach dem Herzen.

Der Fremde erkannte die Aufregung der alten Frau und fragte bestürzt: "Man hat sich doch nicht etwa unterstanden, Ihnen mitzuteilen — — —? Mein Name ist Hermann Starnheim. Aber, was haben Sie? Wer hat Ihnen gesagt — —?"

"Wie — — wie — — kommen Sie hierher — — ?" lallte Lisabeth Heimling.

"Wer hat Ihnen gesagt — — —?"

Sein Arm griff nach ihr, sie zu stützen. Seine Aufgabe war schwer.

"Sie wissen also schon, dass — Fritz verunglückt ist! Auf einer Paddeltour ertrunken. — Ich war sein Freund, und ich weiss, dass ich in seinem Sinne handelte, als ich hierher fuhr, Ihnen persönlich zu sagen, was wir, Sie, seine Mutter, und ich, sein Freund, verloren haben — —"

Frau Lisabeth stiess einen leisen Schrei aus und sank bewusstlos gegen seine Brust.

Nun war es geschehen, was sie sich fünfundzwanzig Jahre lang in Fieberschauern vorgestellt: ihr jüngstes Kind hatte sie auf seine Arme genommen und ins Haus getragen und, da niemand Weibliches im Hause anwesend war, auch auf das Bett gelegt. Aber sie war schnell wieder zu sich gekommen und umklammerte seine Hand, ängstlich, dass er sie verlasse. Sie schaute in sein Gesicht und prägte sich jeden Zug ein und spürte eine überwältigende Liebe. Es war nicht zu begreifen, dass so tiefes Leid und so grosse Seligkeit zu gleicher Zeit eintreten und ein Herz verzaubern konnten. Da kam ihr jüngstes Kind, nach dem sie sich Jahrzehnte bitter gesehnt, und es teilte ihr den Verlust ihres ältesten Kindes mit. Frau Lisabeth weinte und lachte, klagte und streichelte währenddem Hermanns Arm. Ihr seltsames und unverständliches Wesen befremdete ihn nicht. Er bedauerte die arme, alte Frau, von deren Schicksalsschlägen er genugsam durch Fritz erfahren hatte. Er sprach davon zu der Frau, die regungslos in den Kissen ruhte und nur sein Gesicht ansah, als käme von ihm die Erlösung. Seine weiche, teilnehmende Stimme löste alle Qual von ihr. Zum ersten Male fand sie den Mut, zu einem anderen Menschen von der tiefsten Ursache ihrer Leiden zu sprechen; sie beichtete ihrem jüngsten Sohn Hermann die Last ihres Lebens. Ohne ihm zu verraten, wer das Kind war, das sie abgegeben hatte, schilderte sie die damaligen Zustände, ihre bittere Not, den Hunger der Kinder, die Hoffnung auf Glück.

"Alles, was ich tat, habe ich nicht für mich getan, sondern für die Kinder," schloss sie ihren erschütternden Bericht. "Aber nun muss ich un-

tätig zusehen, was aus dem Kinde gemacht wird, an dem ich die Rechte verloren habe. Können Sie ermessen, was das für eine Mutter bedeutet? Nein, Sie können es nicht im entferntesten ahnen, denn Sie sind ein Mann. Es ist ein Marterleben für eine Mutter, tatlos zusehen zu müssen, wie das Kind, dessen Glück sie wollte, alles andere als wirklich glücklich ist — — —"

Tief erschüttert stimmte Hermann ihr zu. Er hob die Hand und strich über den schneeweissen Scheitel der Frau und sie erzitterte unter seiner Berührung.

Eine Stunde später ging sie mit ihm durch den Garten. Sie zeigte ihm alles: das Haus, den Garten und die Ställe, die Wiesen und die Felder.

"Das ist das Gotteslehen," murmelte sie. "Seit fünfundzwanzig Jahren bewahre ich es für den Jungen auf. Ich bekam es für die Kinder, als ich den Jungen abgab. Aber keines von den Kindern wollte das Gut bewirtschaften. Sie wussten nichts, aber sie wählten alle einen anderen Beruf. Als hätten sie es gewusst, dass ich eine alte Schuld gutzumachen hätte, dass dieses Anwesen nicht mein Besitztum ist, dass ich es in ewigen Zeiten aufbewahren muss für mein allerletztes Kind —"

Hermann brach einen Apfel vom Baum und schloss die Augen, während er hineinbiss.

"Ach, Frau Heimling — ich möchte schon, ich wäre Ihr allerletztes Kind — —!"

Lisabeth Heimling stand der Atem still.

"Herr Starnheim — das ist doch wohl nicht Ihr Ernst? Sie, der Sohn eines reichen Industriellen und so ein kleiner Landhof — —?"

Hermann atmete tief und liess die trunkenen Blicke schweifen.

"Sie haben ja keine Ahnung, wie das Leben dort unten in der Industriestadt ist. Und mir liegt es so gar nicht. Ich möchte viel lieber Tag und Nacht schaffen für mich allein, in einer Landwirtschaft, im Walde — — Dann könnte mein Vater mich nicht zwingen, Maschinen zu bauen, die ich nicht mag — —"

"Ihr Vater kann Sie doch nicht zwingen?" empörte sich Lisabeth Heimling. "Wenn Sie doch nun mal keine Neigung haben — —"

"Da kennen Sie meinen Vater nicht! Wenn der etwas will, muss es biegen oder brechen —"

"Und — wenn Sie nicht k ö n n e n?"

Der junge Mann hob die Schultern, biss wieder in den Apfel und schloss ermüdet die Augen.

* * *

Gemeinsam fuhren sie nach Dortmund, Fritz das letzte Geleit zu geben. In dem verlassenen Zimmer des toten Sohnes quartierte sich die Mutter ein.

"Aber wenn Sie mich brauchen," Hermann gab seine Karte und schrieb einen Vermerk darauf, "für Sie bin ich immer zu sprechen. Zeigen Sie diese Karte dem Diener, und Sie werden zu jeder Zeit vorgelassen werden!"

Er ging, und Frau Lisabeth sah ihm nach und durfte ihn nicht halten. Aber welch ein Glück hatte ihr Gott geschenkt: der jüngste Sohn hatte sie in seinen Armen gehalten und sie beschützt und gehütet. Er hatte von der Schuld und Not ihres Herzens gehört und ihre Handlungsweise nicht verurteilt. Möge Gott seine Wege segnen! Sie vermochte nichts mehr zu tun. Nun alles hinter ihr lag, wollte sie noch einmal Hermanns Hand drücken, dann für immer in die Heimat gehen und nur noch den einen Wunsch haben, zu sterben.

Drei Tage nach Fritzens Bestattung machte sie sich auf den Weg, Hermann zum letzten Male zu sehen. Der Hausmeister wies sie an den Diener. Der Diener zuckte die Achseln. Aber die paar gekritzelten Worte auf der Karte, die stolz "Hermann Starnheim" verkündete, öffneten ihr die Tore, auch wenn es nur widerwillig geschah. Frau Heimling wurde in ein Zimmer geführt, in dem sie warten sollte.

Frau Heimling wartete still. Sie bestaunte demütig die beispiellose Pracht der Einrichtungsgegenstände. Hier also hatte i h r Kind, der Bruder ihrer Kinder, seine Kindheit und Jugend verlebt, in dieser Pracht, in diesem Prunk. Und all dies hatte es nicht vermocht, ihn eitel, hochmütig und unnatürlich werden zu lassen. Gewiss war das Gertruds edlem Einfluss zu verdanken. Lisabeth Heimling wandelte eine unbezähmbare Lust an, tieferen Einblick zu gewinnen in die Räume, die mit der Entwicklung ihres Kindes verbunden waren. Sie lauschte einen Augenblick atemlos gegen eine Verbindungstür, und als hinter dieser kein Laut ertönte, klinkte sie diese vorsichtig auf und trat ein.

Es bot sich ihr ein weiterer Raum grossartigen Prunkes, doch trug er keine persönliche Note. Sie betrat zögernd und doch getrieben von ihrem Wunsche, mehr über Hermanns eigene Welt zu erfahren, den nächsten Raum. Es war ein Schlafzimmer: es musste Hermanns Zimmer sein; denn dort an der Wand hing eine Photographie von Fritz, ausgerechnet die, welche Fritz selbst durch den selbsttätigen Auslöser daheim von sich und seiner Mutter gemacht hatte. Und dieses kunstlose, aber wahrheitsgetreue Bildchen hing nun hier in den eleganten Räumen des jungen Starnheim. Hermann hatte also unwissentlich das Bild seiner Mutter vor Augen gehabt. Seltsame und wunderliche Fügung des Schicksals.

Schon wollte Frau Lisabeth beschämt umkehren, denn wie hätte sie das Eindringen in die ganz privaten Zimmer des jungen Herrn Starnheim rechtfertigen sollen? Da schlugen Stimmen an ihr Ohr. Sie kamen aus dem Nebenzimmer. Jemand warf einen schweren Gegenstand auf den Tisch. Frau Lisabeth ahnte dumpf, dass es der Briefbeschwerer eines Schreibtisches war. Dann klang eine harte, laute Stimme: "Ich bin es leid, dass du dich allen meinen Anordnungen entgegenstellst. Dass du den Ingenieurberuf ausschlugst, habe ich ja schliesslich überwunden. Aber nun bestehe ich darauf, dass du Eleonore Schleicher heiratest!"

Und nun antwortete eine andere Stimme, die Frau Lisabeth sofort als die Hermanns erkannte: "Aber lieber Papa, in beiden Fällen verlangst du Unmögliches von mir. Wie kann ich Ingenieur werden, wenn mir das Talent dazu fehlt? Und wie kann ich eine Frau heiraten, wenn ich sie nicht liebe?"

"Blödes Zeug, was du da redest. Gewiss, man kann kein hervorragender Ingenieur werden, wenn das Zeug dazu fehlt; aber man kann mit Leichtigkeit ein verliebtes Frauenzimmer heiraten, auch wenn man es nicht liebt. Meinst du, ich hätte meine Frau geliebt? Sie hatte Geld, das ich gebrauchen konnte. Das war damals der Hauptgrund für mich!"

Der unfreiwilligen, nun aber wie gebannten Lauscherin stockte der Atem. Etwas in ihr schrie den Namen der geschmähten Freundin.

Aber da vernahm sie aufs neue Hermanns Stimme, die ruhig, aber in kalter Verachtung "Pfui Teufel!" sagte.

Frau Lisabeth gefror das Blut in den Adern. Wenn nun nicht etwas Schreckliches geschah — — Niemals würde sich der herrische Mann von seinem angenommenen Sohn diese zwei Worte sagen lassen.

Da kam Starnheims Stimme, keuchend, hervorstürzend: "Das wagst du m i r zu sagen? M i r?"

"Ich lasse meine tote Mutter nicht schmähen!" kam furchtlos und klar die junge Männerstimme.

Die Lauschende hinter der Tür stammelte inbrünstig, Tränen in den Augen: "Mein Junge — mein Junge — von meinem Blut, du — — und von meinem Geist!"

Der Alte grellte ein böses Gelächter. "Deine tote Mutter — — hahahaha — deine tote Mutter — — hahahaha!" Und sich besinnend: "Also, wie ist es: Tust du nach meinem Willen?"

Es herrschte eine beklemmende Stille. Dann kam des Jungen Stimme: "N e i n!"

Frau Lisabeth duckte sich.

Ich muss die Tür aufreissen, dachte sie, muss vor ihn springen, dass er ihn nicht erschlägt — meinen Sohn — mein letztes Kind. Erschlagen, mein Kind — — —!

Starnheims Stimme überschlug sich. "Geh, geh, geh!" schrie er. "Mir aus den Augen! Du bist mein Sohn nicht und warst es nie! Eine Marotte meiner Frau schleppte dich ins Haus. Sie konnte nicht kinderlos sein, sie musste dich haben. Uns hast du alles zu verdanken, was du bist!"

"Das ist nicht wahr, Papa!" gellte Hermanns erschütterte Stimme. "Deine Wut gibt dir das ein! Es ist alles nicht wahr! Ich bin dein und Mutters Kind!"

"Nein, das bist du nicht! Du bist es nicht, sage ich Dir! Geh dahin zurück, woher du kommst! Du, du, du armseliger Proletarier, du! Mein Sohn bist du nicht mehr, seit du dich weigerst, meinen Anordnungen nachzukommen. Geh doch dahin, wo das pflichtvergessene Frauenzimmer, deine Mutter, haust, und frage sie, ob sie noch was übrig hat für dich! Aber dort wird wohl ebensowenig Platz für dich sein wie jetzt hier!"

Frau Lisabeth vernahm ein röchelndes Stöhnen. Dort drinnen wurde ihrem Kind der Todesstoss versetzt. Sie riss die Tür auf und stand wie eine Irre im Zimmer zwischen den beiden Männern, die ein furchtbarer Zwist getrennt.

"Das ist nicht wahr! Ich schwöre bei Gott, dass es nicht wahr ist! Hermann, du weisst, was ich gelitten habe! Komm zu deiner Mutter! Uebernimm mein Lehen, und dann lass mich sterben!" Und sie sank vor dem Jungen in die Knie und weinte fassungslos.

Die beiden Männer schauten wie versteinert auf die weisshaarige Frau, die sich in ihrem Elend am Boden wand. Dann beugte sich Hermann und hob die zerbrochene Gestalt empor.

"Du — — Fritzens geliebtes Mütterchen — — du bist m e i n e Mutter? Ja, ist das denn wahr? I c h bin das Kind, um das du fünfundzwanzig Jahre keine ruhige Minute mehr gehabt hast? Das ist w a h r? Ach, du arme, arme Mutter, was musst du gelitten haben?"

"Wie kommen Sie überhaupt hier herein?" wetterte Starnheim, dem seine Heftigkeit schon einigermassen leid tat. "Was fällt Ihnen ein? Sie haben keine Rechte mehr! Sie haben seinerzeit darauf verzichtet, Rechte zu haben — —"

Frau Heimling klammerte sich an Hermann. Von Hermann kam Hilfe.

"Herr Starnheim — — Sie haben mir eben gesagt, dass ich aufgehört hätte, Ihr Sohn zu sein. Sie haben Ihre Frau, die mir Mutter war, in meinen Augen herabsetzen wollen. Niemals haben Sie einen Funken Zuneigung und Liebe für mich gehabt. Ich war zu Ihrem Werkzeug auserkoren. Ich sollte willfährig sein und nach Ihren Launen tanzen. Dass ich es nicht tat, erboste Sie gegen mich. Ich bin grossjährig, ich kann über mich verfügen und bestimmen. Ich danke Ihnen für Ihre Wohltaten. Eins konnten Sie mir nicht schenken: eine Heimat. In der herzlosen Atmosphäre, die um Sie herum war, konnte ich nicht atmen. Ich war immer ein Kind meiner Mutter und habe es nur nicht gewusst. Guten Tag, Herr Starnheim!"

Er legte den Arm um seine Mutter und führte sie, die schwankte, aus dem Zimmer. In seinem Schlafzimmer packte er das Nötigste zusammen, warf es rasch in einen Koffer und machte sich zur Abreise bereit.

"Nur eins gibt es, von dem ich mich schwer trenne: Mamas Grab. Sie war mir wirklich eine Mutter, es darf dir nicht weh tun!" sagte er still und beugte das Haupt.

"Weh tun? Ich bin glücklich, dass es e i n e n Menschen gegeben hat, der dein Leben hell gemacht. Ich durfte es ja nicht, mein Kind — —"

"Aber nun sollst du es, Fritzens und meine Mutter! Ich nehm' dir dein Lehen ab, das du für mich aufbewahrt hast, und fange ganz von vorne an. Gott wird mir seine Gnade dazu geben — —"

"Und mir die Erlösung!" antwortete die alte Frau und senkte friedlich das weisse Leidenshaupt.

— E n d e. —

———o———

Die grosse Woche

Altes Volkslied für die Karwoche.

Als Jesus von seiner Mutter ging,
Und die grosse heil'ge Woche anfing,
Da hatte die Mutter vieles Herzeleid
Und sprach zum Sohn voll Traurigkeit:

"Ach Jesus, liebster Jesus mein,
Was wirst Du am heiligen Sonntag sein?"—
"Am Sonntag werd' ich ein König sein, —
Da wird man mir Kleider und Palmen streu'n."

"Ach Jesus, liebster Jesus mein,
Was wirst Du am heiligen Montag sein?"—
"Am Montag bin ich ein Wandermann,
Der nirgends Ruhstatt finden kann."

"Ach Jesus, liebster Jesus mein,
Was wirst Du am heiligen Dienstag sein?"—
"Am Dienstag bin ich der Welt ein Prophet,
Verkünde, wie Himmel und Erde vergeht."

"Ach Jesus, liebster Jesus mein,
Was wirst Du am heiligen Mittwoch sein?"—
"Am Mittwoch bin ich gar arm und gering,
Verkauft um dreissig Silberling."

"Ach Jesus, liebster Jesus mein,
Was wirst Du am heiligen Donnerstag sein?"
"Am Donnerstag bin ich im Speisesaal
Das Opferlamm bei'm Abendmahl."'

"Ach Jesus, liebster Jesus mein,
Was wirst Du am heiligen Freitag sein?"—
"Ach Mutter, liebste Mutter mein,
Könnte dir der Freitag verborgen sein!

Am Freitag, liebste Mutter mein,
Werd' ich ans Kreuz genagelt sein,
Die Nägel geh'n mir durch Händ' und Füss',
Verzage nicht, Mutter, das Ende ist süss!"

"Ach Jesus, liebster Jesus mein,
Was wirst Du am heiligen Samstag sein?"—
"Am Samstag bin ich ein Weizenkorn,
In der Erd' gelegt, dann neu gebor'n.

Am Sonntag freue dich, Mutter mein,
Da werd' ich vom Tode erstanden sein,
Dann trag' ich das Kreuz mit der Fahn' in der Hand,
Dann siehst du mich wieder im Glorienstand!"

... Aus Christi Reich ...

Denke katholisch!

Weltanschauungen! Seit einigen Wochen geht es toll zu in der politischen Welt. Jeden Tag fast steigt ein Gewitter auf am Horizont, dann ein wüster Hetzsturm im Blätterwalde unserer Tageszeitungen, fernes Donnergrollen in den Kanzleien der verschiedenen Länder, dazwischen ein Blitzschlag: irgendwo ist wieder eine Ländergrenze eingeschlagen worden. Noten fliegen rechts und links, Armeen marschieren, neue Milliarden werden hinausgeworfen für Rüstungen, Kriegsschiffe, Flugwaffen; dann auf einmal ist wieder alles still, man redet wieder salbungsvoll von: Verständnis, Völkerrechte, Verträge und Bündnisse — bis es wieder anderswo kracht und donnert. Die ganze Welt ein Pulverfass, und überall die furchtbare, alles lähmende Angst, dass irgendwo ein Funke überspringen und die ganze weisse "Zivilisation" in die Luft sprengen könne. Und unter Allem durch ein furchtbarer Geisterkrieg, ein Kampf von Ideen, Idealen, Weltanschauungen, wie ihn die Welt noch nie gekannt hat. Hie Faszismus, hie Kommunismus, hie Demokratismus, und Alles auf Leben und Tod. Der Katholik, verwirrt und betäubt von all dem Lärm, geht in seine Kirche. Da wird es auf einmal still, und eine leise, milde Stimme spricht vom Tabernakel aus, wie einstmal auf dem Schiffchen im Sturm: "Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es hat dem Vater gefallen, euch das Himmelreich zu geben." Welch ein sonderbares Wort in der heutigen Geistesverwirrung. Nicht das "Dritte Reich", nicht das "Reich der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit", nicht das "kommunistische Weltreich", sondern das "Himmelreich". Wie ein Stern, der plötzlich aus den wilden Wolken inmitten eines sturmdurchpeitschten Meeres hindurchscheint: etwas Ruhiges, etwas Ewiges, das über Allem erhaben dasteht, und unbeirrt den wahren Weg zeigt, der zum Heile führt. "Fürchte dich nicht, du kleine Herde." Einmal standen die Christen schon so in der Katakombenzeit, in der Mitte einer wilden heidnischen Römerwelt, und als einzige Antwort auf all den Sturm da draussen hoben sie in einfachem, tiefen Glauben die heilige Hostie in der Messe immer wieder zum himmlischen Vater empor, der Alles lenkt. Sie sangen: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat: Christus unser Sieger, Christus unser Führer, Christus unser Herrscher; bis der Sturm sich ausgetobt hatte, bis die Welt über ihnen in Trümmer stürzte, und die Menschen müde und gebrochen zu ihrem wahren Erlöser demütig hinkrochen, um sich von ihm die tiefen Wunden ausheilen zu lassen, welche ihnen ihr Stolz, ihre Habgier, ihr wilder Hass geschlagen hatte.

Das ist "katholische Weltanschauung"', durch die auch heute allein wieder die Welt von allen "Ismen" gerettet werden kann. Fest den Blick auf das Kreuz. Wo das Kreuz erscheint, ist Wahrheit, wo es verschwindet, ist Lüge und Falschheit; an diesem Zeichen werden wir auch heute erkennen, was der Welt zum Heile dient.

* * *

Spanien. Der furchtbare Bruderkrieg in diesem unglücklichen Lande hat fast ausgetobt. Man ruht aus und wartet auf den Schlussakt des Dramas. Was bedeutete dieser Kampf für den Katholiken? Sieg des "Faszismus" über die "Demokratie"? Denke katholisch. Wenn jemals in der Weltgeschichte, so handelt es sich hier um einen offenen Kampf des Gotteshasses gegen das Kreuz Christi. Nicht Spanier gegen Spanier kämpfte hier, sondern der kommunistische Gotteshass gegen ein katholisches Reich, das mit Gewalt in den Abgrund der Gottesleugnung und der Seelensklaverei hinabgerissen werden sollte. Das Streitbanner Francos war das Kreuz, seine Soldaten zogen nicht in einen einfachen Krieg, sondern in einen "Kreuzzug", nicht für "Weltanschauungen" und Regierungsformen starben sie, sondern als Märtyrer für die katholischen Traditionen ihrer Voreltern und für die christliche Zivilisation, für das "Reich Gottes auf Erden". Wie einst bei Lepanto, und wiederum an den Toren Wiens im Mittelalter, handelt es sich heute in Spanien um die ganze Zukunft der Christenheit. Hätte in Spanien der Kommunismus gesiegt, so wäre der Feuerbrand des Gottes- und Menschenhasses durch ganz Europa gezogen, und die ganze christliche Zivilisation, oder was noch von ihr übrig ist, in Blut und Hass zu Grunde gegangen. Franco steht heute als der Retter der europäischen Kultur da, mögen auch die Hetzer von rechts und links ihn und sein Heldenwerk mit Lüge und Hass beschimpfen, oder für ihre eigenen "Weltanschauungen" ausbeuten wollen. Um Spanien zu verstehen, müssen wir Katholiken auf das Kreuz schauen. Dass auch jetzt noch Katholiken falsche Ansichten haben über diese Frage, zeigt, wie wenig wir gelernt haben, "katholisch zu denken".

* * *

Was denkt der Katholik vom Kriege? Für den Christen, der an eine Ewigkeit und an die Heiligkeit der Seele glaubt, gibt es Güter, welche wertvoller sind als das eigene Leben. So haben Märtyrer für den Glauben ihr Leben hingegeben, Freiheitshelden haben die Waffen ergriffen, um sich, ihre Familie, ihr Volk von Bedrückern, Tyrannen zu befreien oder sich vor Versklavung unter fremdem Joche zu schützen, Kreuzfahrer sind hinausgezogen, um die Christenheit von den Barbaren, den Türken, den modernen Kulturzerstörern des Kommunismus zu retten. Es waren das gerechte Kriege, und die für eine solche Sache starben, waren Helden, waren Märtyrer, wenigstens in gewissem Sinne. Die grössten Siege des Christentums sind aber nicht mit dem Schwerte errungen worden, sondern mit dem Kreuze. Nicht Angriff, sondern heldenhaftes Ertragen der Verfolgungen, der Kreuzweg, mit einem Gebet auf den Lippen und im Herzen für die Verfolger, das Opfer des eignen Lebens in Vereinigung mit dem immer wieder erneuerten Kreuzopfer der heiligen Messe, das sind die wahren übernatürlichen Waffen, mit denen von jeher die Kirche ihre Feinde besiegt hat, ohne aber die zu verdammen, welche in Notwehr für ihr Heiligstes mit den blutigen Waffen den Angreifer abzuwehren versuchten. Das ist der Krieg der "gerechten Notwehr".

Was sind aber unsere modernen Kriege? Warum handelte es sich vorigen Herbst, als ein einziges falsches Wort Europa in einen Weltkrieg hätte stürzen können? Worum handelt es sich heute, wo wieder von Tag zu Tag das Gespenst des Krieges durch unsere Zeitungen geht? Geben wir uns keinen falschen Vorstellungen hin. Wohl stehen da "Weltanschauungen" einander gegenüber.

Man spricht von Freiheit auf der einen Seite, vom "Rechte der Selbstbestimmung, der Rasse" auf der andern Seite. Es sind auf beiden Seiten "Weltanschauungen", welche nicht auf Christus als dem "Eckstein" aufgebaut sind, und deshalb den Keim der Auflösung in sich tragen, mögen auch deren Führer mit noch so grosser Ehrlichkeit an ihre Ideale glauben. Aber hinter diesen "feindlichen Brüdern", welche mit solcher Bitterkeit als "Demokratie" und "Faszismus" einander gegenüberstehen, verbirgt sich eine andere, beiden feindliche Macht, der es nicht auf diese oder jene Staatsform ankommt, sondern auf die Vernichtung der ganzen chirstlichen Zivilisation. Sie ist es, welche auf beiden Seiten mit allen Mitteln den Hass schürt, das gegenseitige Verständnis verhindert: die Christenheit soll sich im furchtbarsten Kriege der Weltgeschichte zu Tode bluten, um dem Reiche des Gotteshasses freies Feld zu lassen. Das Haupt des "Antechristus", dessen Erscheinung ja für diese Zeiten vorausgesagt ist, zeigt sich immer klarer zwischen den Reihen der feindlichen Brüder, um in beiden die letzten Ueberreste des christlichen Glaubensgutes zu zerstören, und dann nach Vernichtung des Gottesglaubens die Herrschaft über die Welt zu ergreifen. Der Hass ist seine Waffe, aber der Hass kann nur zerstören, nicht aufbauen. Gerechtigkeit und Nächstenliebe, die Grundlage der christlichen Zivilisation, können nicht im Hasse gedeihen, und das Ende solcher "Hasskriege", vor denen wir stehen, kann nur der Abgrund der Verzweiflung sein, wenn nicht die feindlichen Brüder, statt auf die Stimmen der Verhetzung zu lauschen, zu Christus und seiner Gerechtigkeit und Nächstenliebe zurückkehren.



Ein Bedenkliches Zeichen

UNTER diesem Titel schreibt der bekannte deutsch - amerikanische Schriftsteller P. Franz Markert, S.V.D., in der von ihm in so vorzüglicher Weise redigierten Monatszeitschrift "Familienblatt" über eine beachtenswerte Zeiterscheinung wie folgt:

Bei einem nahestehenden Sturm gibt es schon eine Zeitlang vorher allerhand Anzeichen, die auf den Sturm und seinen orkanhaften Charakter schliessen lassen. Etwas Aehnliches wie in der Natur gibt es im Menschenleben. Schon lange braut sich der Sturm des Kommunismus auch für Amerika zusammen. Immer mehr zeigt es sich, wie an vielen unserer staatlichen Universitäten und selbst privaten Kollegien eine regelrechte Kommunismus-Schulung betrieben wird. Viele unserer Männer in hohen Regierungsstellen sind mindestens sehr verdächtig, wenn nicht direkt Kommunisten. Viele unserer Tageszeitungen fördern unzweifelhaft den Kommunismus durch ihre Art der Berichterstattung, zumal zugunsten der spanischen Kommunisten. Das bekannte Institut von Dr. Gallup hat durch systematisches Fragen festgestellt, dass zwar vierzig Prozent es ablehnen, sich bestimmt zu äussern. Von den sechzig Prozent, die sich äusserten, waren dreiundachtzig Prozent für die Loyalisten. Das ist ein bedenkliches Sturmzeichen. Nicht minder bedenklich ist aber die Tatsache, dass von befragten Katholiken nicht weniger als zweiundvierzig Prozent sich für die kommunistischen Loyalisten erklärten. Trotz der beinahe eindeutigen Haltung der katholischen Presse dieses Landes und der tausendfachen Aufklärung katholischerseits halten also beinahe die Hälfte der befragten Katholiken es mit den erklärten Feinden und Zerstörern des Glaubens und der sittlichen Ordnung im christlichen Sinne. Entweder lesen diese zweiundvierzig Prozent keine katholischen Blätter, oder sie halten (trotz des vielgepriesenen "Aufstiegs" der katholischen Presse) mehr von den feindlichen und pro-kommunistischen Berichten der Tagespresse, oder sie und etwaigen Folgen es sich handelt, wenn es heisst, sich für oder gegen Kommunismus zu entscheiden. Sicher ein gar bedenkliches Sturmzeichen!

Das sind düstere Zukunftsbilder, die uns der wohlbekannte deutsch-amerikanische Schriftsteller, Pater Markert, an die Wand malt. Wird man ihn deshalb nicht auch zu den sogenannten "Schwarzsehern" rechnen, wie man das mit allen jenen noch bisher getan hat, die den Mut hatten, die Menschheit auf unangenehme Dinge hinzuweisen, die ihnen die Zukunft notwendigerweise bringen müsse, falls sie sich nicht frühzeitig vorsehen würden? Wie begeistert wir auch für jeden sind, der uns unsere Zukunft in rosigem Lichte vorausliest — und wäre es auch nur aus Sätze einer Teetasse — ebenso schnell wird jeder bei uns in Ungnade fallen, der einmal den Mut haben sollte, den Finger bei uns auf die wunde Stelle zu legen und uns einmal wirklich die Wahrheit zu sagen. Es ist noch nicht gar zu lange her, dass drüben ein berühmter Schriftsteller und Theologe in seinen Schriften auf gewisse Misstände und auf die notwendigerweise aus ihnen hervorgehenden, traurigen Folgen hinwies. Man nannte ihn darobhin einen Pessimisten, einen Schwarzseher. Heute müssen es manche an ihrer eigenen Haut erfahren, dass es keine blosse Schwarzseherei, sondern die nackte, traurige Wirklichkeit war. Besonders wir hier in Amerika—eben weil es uns in der Vergangenheit ziemlich gut ergangen ist — sind vor lauter leidenschaftlichem Sportsinn und vonwegen einer zu seichten Lebensauffassung in eine verhängnisvolle Denkrichtung geraten, dass wir für derartige düstere Zukunftsbilder überhaupt kein Verständnis zu haben scheinen. Derartige düstere Zukunfsbilder passen nun einmal nicht in unsere amerikanische Mentalität. Wie aber, wenn das, was Pater Markert und mit ihm viele andere voraussehen, doch einmal graue Wirklichkeit werden sollte? Wären wir dann vorbereitet? In einem Kriege schadet es nicht, wenn der Feldherr sich für etwaige Eventualitäten vorsieht, die vielleicht später nie eintreten, wohl aber könnte es verhängnisvoll werden, wenn er sich nicht vorgesehen hätte. Eine gewisse Besorgnis um die Zukunft täte uns allen gut, besonders denen, die Gott auf die hohe Warte gestellt hat, dass sie alle Gefahr frühzeitig merken und abwehren. Wir sollten deshalb Pater Markert für die zeitgemässe Warnung dankbar sein.



GOTTES FINGERZEIG IM MUSEUMSSAAL

Nach einer wirklichen Begebenheit zum Feste Mariä Empfängnis.

Erzählt von F. A. Walter-Kottenkamp.

„GOTT, welch Dunkel hier!"

Der deutsche Gelehrte, der das Wort aus gepresster Brust hervorstösst, meint nicht das stickige und unheimliche Dunkel des Londoner Winternebels, das allen Verkehr unmöglich macht und die Menschen zwingt, bei Fackelschein ihren Weg zu suchen. Auf den weiten Gängen des Britischen Museums flackern die Gaslüster den ganzen Tag; sie flackern, zischen und singen in allen Arbeitsräumen, auch im Saale der syrischen Handschriften. Aber es geht dem Gelehrten nicht um das Dunkel draussen, das sich zur Not erleuchten lässt. Beklemmender kann das Dunkel sein, das über der suchenden Menschenseele lastet, und in seiner Seele verlangt es dürstend nach Licht.

Der Mann, der auf Einladung der Museumsverwaltung hier arbeitet, beschäftigt sich nämlich noch mit anderen Dingen als denen, die zu seiner Fachwissenschaft gehören. Er hat unter seinem Reisegepäck ein Buch mitgebracht, mit dem er sich schon lange befasst — seine Fachkollegen würden wahrscheinlich betroffen sein, wenn sie es zu Gesicht bekämen, so weit ab liegt es von all der Gelehrsamkeit, die hier aufgestapelt ist, — und so hoch überragt es sie, nämlich den "Römischen Katechismus". Die Zeit, die er, losgelöst von allen Berufspflichten, hier in der englischen Weltstadt verbringt, soll ihn zur Klarheit führen; vielleicht hat er nicht mehr weit bis zur Entscheidung.

Die Einladung nach London ist zweifellos ein grosser Erfolg für ihn, eine Auszeichnung. Auch wenn man auf dem Festland als einer der ersten Orientalisten anerkannt ist und Professuren wie die in Innsbruck und Wien bekleidet, darf man Genugtuung empfinden über diesen Ruf und über die Zuvorkommenheit, mit der man ihn hier behandelt. Man hat ihm ein eigenes Arbeitszimmer zur Verfügung gestellt; der grosse Saal mit den syrischen Handschriften ist ihm nach Belieben zugänglich, und die Hilfsarbeiter sind angewiesen, ihn in jeder Hinsicht zu unterstützen.

Fast ein wenig zuviel Aufmerksamkeit bei einer Aufgabe, die denkbar einfach ist. Es ist eine blosse Uebersetzungsarbeit, die ihn hierher geführt hat, eine Uebersetzung aus dem Syrischen. Ein Kirchenvater, Ephrem aus Nisibis, genannt der Syrer, hat um die Mitte des 4. Jahrhunderts als Lehrer und Diakon in Edessa eine Anzahl Hymnen geschrieben, die "Nisibinischen Lieder" genannt. Die Kirche sieht in ihnen reiche Schätze, weil sie zur Abwehr damaliger Irrlehren geschrieben sind und also die lehramtliche Ueberlieferung des alten Glaubensgutes enthalten. Aber für ihn kommen sie nur aus Gründen der Sprachwissenschaft in Betracht. Die Uebersetzung der Lieder Ephrems soll für ihn eine weitere Sprosse an der Leiter des Aufstiegs bedeuten.

Die Arbeit macht ihm Freude und geht rasch voran. Die Handschriften sind gut erhalten, die Entzifferung macht keine besonderen Schwierigkeiten. Aber hin und wieder, besonders bei dem drückenden Londoner Nebel, wird auch der regsamste Geist müde und muss es dulden, dass andere Gedanken sich in den Vordergrund drängen — Gedanken, wegen deren man aufspringt und zum Fenster läuft, obwohl man weiss, dass draussen nichts zu sehen ist als das fade Dunkel, das der Londoner seine "Nebelsuppe" nennt.

Wenn die Gedanken sich mit dem Ewigen beschäftigen, mit dem Daseinszweck des Menschen, mit Gott und der Kirche, mit dem Glaubenkönnen — darüber nachsinnen kann man auch im bequemen Sessel am Kaminfeuer; aber wenn sie zur Entscheidung drängen, dann wird der Körper mit- und emporgerissen. Man läuft zum Fenster und wieder zurück; man fasst nach Büchern und schlägt sie wieder zu — man tut noch viel, worüber man keine Rechenschaft geben könnte!

Was die Lehrsätze der Kirche besagen, das ist ihm allmählich klar geworden, und es ist keiner darunter, der ihm noch ernstliche Schwierigkeiten verursachte. Der heilige Drang seiner Vernunft, die "jenseitigen Ufer" zu erreichen, hat ihn schon unmittelbar bis vor die Tore der Kirche geführt. Was zögert er noch, den Drücker zu ergreifen?

Eine Sache ist noch da, die ihm zu schaffen macht. Man schreibt das Jahr 1862, und die Welt draussen hat noch immer nicht die Erregung verwunden, die das Ereignis vom 8. Dezember 1854, die Verkündigung des Dogmas von der Unbefleckheit Mariens, ausgelöst hat. Er kennt die kirchliche Erklärung und findet sie einleuchtend; sie ist klar und folgerichtig und besagt, dass Maria vom ersten Augenblick ihres Lebens an von der Erbsünde frei und mit der heiligmachenden Gnade geschmückt war. Nur das Eine will ihm nicht in den Sinn: Warum kommt die Kirche erst im neunzehnten Jahrhundert mit diesem Glaubenssatz? Und wie kann sie sagen, sie befinde sich mit ihrer Erklärung durchaus in Uebereinstimmung mit dem Glauben der alten Kirche?

Der gelehrte Mann am Fenster des Museums sieht sich, je länger er grübelt, immer mehr von einem Gedanken gefangen genommen: Wenn er darüber Klarheit hätte! — Wenn Gott ihm ein Zeichen gäbe, dass es sich so verhält, wenn er etwas fände, was in dieser Hinsicht beweiskräftig wäre, — dann wollte er sich nicht länger sträuben, sondern in Demut sein Haupt beugen: "Herr ich glaube! Hilf meinem Unglauben!"

Wenige Augenblicke später wendet er sich erschrocken vom Fenster weg und geht mit der Hast des schlechten Gewissens wieder an die Arbeit. Wie kann ihm ein so frevelhaft vermessener Gedanke kommen! Wie kann er von Gott Zeichen und Wunder verlangen, ehe er bereit ist, zu glauben? Wie kann er von Gott verlangen, dass der Dornbusch von einst aufs neue und gerade vor ihm auflodere?

Er hält es für richtig, ein reumütiges Gebet zu Gott dem Herrn zu sprechen, ehe er in seiner Arbeit fortfährt. Und weil es ihm heiliger Ernst ist mit seinem Suchen, verbindet er mit seiner Bitte zu Gott ein inständiges Gebet zur Mutter des Herrn. Es ist sein erstes.

Die Gasflammen am Lüster summen und brodeln, aber ihr weisses Flackerlicht fällt mit wohltuend kräftiger Helle auf die mürben Blätter der syrischen Handschrift mit den Hymnen des Kirchenvaters Ephrem. Es lässt sich gut arbeiten

bei diesem Licht. Ganze sechsundzwanzig dieser Lobgesänge und Bekenntnislieder hat er schon übersetzt und vom siebenundzwanzigsten die ersten sechs oder sieben Verse. Nun heisst es weiterfahren.

Aber was ist mit ihm? Weshalb starrt er mit dem Ausdruck tiefsten Erschreckens auf die Schriftstelle, die es zu entziffern gilt? Ist es die seltsame Farbe des Gaslichtes, die sein Gesicht so grünlich bleich und fahl erscheinen lässt? Hat ihn eine Furcht überfallen, dass er erregt aufspringt und sich wie hilfesuchend umsieht?

Der gelehrte Mann im einsamen Arbeitszimmer des Britischen Museums greift im ersten Schrecken nach dem Klingelzug an der Wand, aber er lässt ihn wieder fahren, nimmt die grosse Leselupe zur Hand und überliest die Schriftstelle nochmals und abermals. Aber es ist kein Zweifel — hier steht es klar und unverwischbar im achten Vers des siebenundzwanzigsten Gesanges:

"Du, o Herr, und deine Mutter, ihr seid die einzigen, die in jeder Hinsicht rein und vollkommen sind. Denn an dir, o Herr, ist kein Flecken, und an deiner Mutter ist kein Makel!"

Da sinkt der gelehrte Mann im Arbeitszimmer des Britischen Museums erschüttert in die Knie: Das Zeichen, das er begehrt hat — hier ist es!

Mit dieser Schriftstelle in den Nisibinischen Liedern Ephrems des Syrers († 373), Hymnus 27, Vers 8, hängt es zusammen, dass der Orientalist und Professor Dr. Bickel im Herbst des Jahres 1867 zu Fulda am Grabe des hl. Bonifatius sein erstes hl. Messopfer darbrachte. Er ist, wie man aus der Geschichte des katholischen Priestertums weiss, nur einer von den vielen, die Maria auf gleiche oder ähnliche Weise zu den Ufern des Glaubens und zum Dienst am Altar ihres göttlichen Sohnes geführt hat. Den Sachverhalt hat Dr. Bickel später selbst niedergeschrieben, als er für Rosenthals "Konvertitenbilder" seinen Beitrag lieferte; dort findet sich sein Selbstbekenntnis im 1. Band, Seite 529 . . .

———o———

ZEHN URSACHEN WARUM ICH FLUCHE

1.
Es gefällt meiner Mutter.

2.
Es ist ein Zeichen meiner Männlichkeit.

3.
Es ist ein Zeichen meiner Selbstbeherrschung.

4.
Es macht meine Unterhaltung mit meinen Mitmenshen so angenehm.

5.
Es lässt keinen Zweifel über meine gute Erziehung übrig.

6.
Es macht einen gewaltigen Eindruck bei den Leuten und zeigt, was für eine aussergewöhnlich hohe Bildung ich besitze.

7.
Es zeigt, wie klar mein Verstand arbeitet.

8.
Es ist ein sicheres Zeichen, dass man Kultur und Raffiniertheit besitzt.

9.
Es macht mich dadurch ein hocherwünschtes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, besonders bei Frauen und Kindern.

10.
Es ist meine Art und Weise, dadurch Gott zu ehren, der spricht: "Du sollst den Namen deines Herrn nicht eitel nennen."

Buschwallfahrt mit Hindernissen

Von P. Phil. Funke, O.M.I.

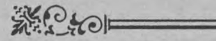
BEAUVAL. Buschpfarrer und Prärieonkel sind also an der ersten Station der Buschwallfahrt angekommen — da, wo die alte Ford-Car von selbst stehen blieb. Die Indianerschule Beauval: Schöntal genannt. Einen kurzen Rundblick. Da steht eine mächtige Schule aus Ziegelsteinen. Bricks, ja, wie kommen die denn hier in die Wildnis, so weit von Claybank weg? Aber unsere Patres haben sich gedacht: was nicht von anderswo kommen kann, kann auf dem Platz werden, und so gingen die Missionare dran, selbst "Bricks" zu brennen. Bretter gab es auch keine, nun so legte man eine Sägemühle an, selbst ein Elektrizitätswerk. Das Rauschen eines mächtigen Wasserfalles in einer Schlucht nebenbei verrät uns, wo all die Kraft herkommt. Zum Schluss zeigt der gute Pater uns noch sein Motorboot, mit dem er seine Missionen besucht, und schon ahnten wir still im Herzen, dass unsere treue Ford einige Tage Ferien erhalten würde. Richtig, bald kam die Einladung, die letzten 40 Meilen bis Ile a la Crosse auf dem Beaverriver und Lake zu machen.

Heiligtum. Wenn nichts passiert, kann man nichts erzählen, und das Motorboot ging ausgezeichnet, für diesmal. Vor Abend sahen wir mitten aus dem See das Heiligtum unseres seligen Paters Grandin hervorsteigen: Ile a la Crosse. Eine Indianerkirche, ein Indianerspital, ein Indianer-Pfarrhaus, und daraus tritt ein richtiger Indianermissionar aus der alten guten Zeit, noch nicht vom Fortschritt frisiert, und mit der alten Indianer-Pfeife im Munde (hier braucht man noch keine Zigaretten und tailor-mades, um die Welt zu bekehren!), und eh' wir's wussten, waren wir mitten drin in der Indianerwelt, als ob wir einfach dazu gehörten. Ein kurzes, herzliches Gebet an dem Altare, an dem der selige Grandin, unser Wallfahrtsheiliger, so oft die heilige Messe gelesen hatte, dann ein gutes Abendessen, und "Pater Rossignol, spielen Sie Bridge?" frägt listig unser Führer, der schon lange die einzige Leidenschaft kannte, deren Luxus der greise Indianermissionar sich noch erlaubte in seiner Einsamkeit — wenn alle halben Jahre mal ein Mitbruder sich zu ihm verirrte. Bald "klopfen" wir, bis spät in die Nacht hinein, so was man "spät" nennt bei diesen Geistesmännern, die um 5 Uhr morgens schon in der Kapelle knien zur Betrachtung. Am Morgen die Messe am Altare unseres "Heiligen" und — nun, soll es wirklich "zurück" gehen? Und es ist doch noch Gasolin in der "Tank", und da oben, 100 Meilen weg, am andern Ende des "Lakes", sitzt ein anderer Indianermissionar mutterseelenallein? Das wäre doch gegen alle Nächstenliebe. Also weiter. Dem See passt es nicht recht, er treibt hohe Wellen. Bald decken wir uns, so gut es geht, mit dem Zelttuch zu, um nicht klatschnass zu werden. "Bum", da hat der Propeller des Bootes auf einen Stein gestossen. Mitten im Sturm müssen wir uns an die Küste treiben lassen, der Pater springt ins Wasser, so wie er ist, und repariert den Schaden. Den ganzen Tag geht es so weiter, am Ende noch die erste Stromschnelle des Churchill-River, welcher von diesem See aus in die Hudson-Bay fliesst, dann landen wir an der Indianerstation "Chagona" am späten Nachmittag. Hinter dem Vorhang eines langen schwarzen Bartes schaut uns ein überraschtes junges Indianermissionar-Antlitz an. "Na, wo kommt ihr her?" und bald werden wir mit wahrem Oblatengruss dem guten Pater Moraud vorgestellt, der neben einer kleinen Indianerkirche in seiner "Batchelorwohnung" haust. Fünf Minuten nachher mischt der Pater Mehl und Wasser, um die berühmten "Bannoks" zu backen, die hier das tägliche Brot ersetzen, während der Buschpfarrer seiner alten Leidenschaft nicht widerstehen kann, und schon mit einigen Indianerjungen im Boot herumfährt, um Fische zu fangen. Bald ist das Essen bereit, so gut es geht. Hunger fehlt nicht, ist aber auch nötig für uns verwöhnte Zivilisationskinder, um dem "indianischen" Essen gerecht zu werden.

Indianerabschied. Man ruft uns heraus. Am Ufer stehen einige 50 Indianer mit Frau und Kind, neben den Booten. Es ist die grosse Abreise **in die "Winter-Jagdgründe"**, 200 Meilen nord **nach "Creek-Lake"**. Die Indianer kommen langsam und feierlich auf die Missionäre zu, um jedem die Hand zu drücken. Nach den Männern die Frauen und Kinder, bis zum letzten, und ehe eine Viertelstunde vorüber ist, fahren alle auf ihren leichten Canoes, von kleinen Gasolin-Engines getrieben, langsam den Fluss hinauf. Noch lange schauen wir ihnen nach. Dem Indianermissionar stehen die Tränen in den Augen. Jetzt ziehen seine Kinder fort, für lange 8 Monate, und er bleibt allein zurück in seiner Einsamkeit, um im Frühjahr ihre Rückkehr abzuwarten. Auch wir müssen weg. Gott behüte Dich, du treuer Gottesmann, so allein an dem fernen Ufer des Ile a la Crosse-Sees, wo nur ein Freund bei Dir bleibt in den langen Monaten des harten Winters, der Freund hinter der kleinen Lampe des Tabernakels. Auch wir müssen weg. Ein letzter Bruderkuss auf Oblatenart, und auch unser Boot sticht in die See. Lange schaut uns der einsame Schwarzrock nach, bis wir hinter einer Krümmung des Ufers verschwinden.

Nachtwache im Hochwald. Der Lake meint es gut. Wind und Wellen geben uns das Beste, nach langer Fahrt, bis auf die Haut durchnässt, langen wir in Ile a la Crosse an. Abendessen in der Mission. Aber noch dürfen wir nicht fort vom alten Pater Rossignol. Nur noch eine Partie Bridge. Es wird die einzige sein für ihn auch, für lange Zeit. Wir sitzen bis 10 Uhr. Unser Führer kennt ja See und Fluss, wie seine eigene Hosentasche, auch in der Nacht. Wie wir aber aus dem Hause kommen, regnet es. Pechschwarz, in Strömen. Aber was machts, die Hosentasche ist ja auch dunkel. Aber nach zehn Meilen Irrfahrt in der Finsternis gibt es keinen Weg mehr. Endlich: die Mündung des Beaver-Rivers. Aber dann ist es aus. Wir müssen landen. Der Pater springt mit Schuhe und Talar, wie er ist, ins Wasser, und zieht das Boot durchs Schilf. Hinein in den Busch. Die Gasolinkanne hilft uns, bald ein mächtiges Lagerfeuer anzuzünden, und dort hängen wir Zelt, Decke, und alle unnötige Kleidung auf zum Trocknen. Bald wird es gemütlich warm trotz der kühlen Nacht. Der Regen lässt nach, die Sterne funkeln, und bald liegt man auf Decken zu kurzem Schlafe nieder. Der Prärie-Onkel, seiner

Würde als "Onkel" mehr wie je bewusst, hält stille Nachtwache bei dem Feuer, damit die Glut nicht ausgeht. Bei der ersten Morgenröte weckt er die Schläfer, und bald geht es weiter dem Fluss hinauf nach Beauval zurück. Ein Gruss an die alte Ford, die uns ja zurückbringen muss in die "Zivilisation", die heilige Messe, ein gutes Frühstück, und wir sind bereit für den letzten und schwersten Teil: die Rückfahrt. Bisher hat der heilige Antonius uns wieder geholfen, aber bald wird er vier Nothelfer herbeirufen müssen, und einen besondern "Ford-Schutzengel", ehe er uns wieder hingebracht hat, wo wir hingehören. Doch davon das nächste Mal. Ph. F.



Gehe hin und tue dasselbe

H. Burghardt, Regina

SEIT unserem letzten Bericht im Marienbote hat sich unsere Mitgliederzahl im Katholischen Männerverein von St. Mary's verdoppelt. Das erfreulichste dabei ist, dass es meistens junge Männer waren, die sich anschlossen. Was ihnen in unserem Verein besonders gefällt, ist, dass deutsch oder englisch nach Belieben gesprochen wird, und dieses beseitigt einen der Hauptgründe, warum die jungen Elemente den Vereinen der "Alten" fernblieben. Es ist selbstverständlich, dass die jungen Männer, die meistens hierzulande geboren, der deutschen Sprache nicht sehr mächtig sind, und daher einem Verein, in dem sie sich nicht richtig ausdrücken können, fernbleiben. Die moderne Welt schreitet mit Riesenschritten vorwärts, und wer das Tempo nicht mitmachen kann, der bleibt eben allein zurück. Es ist gut, an manchen alten, bewährten Idealen festzuhalten, es gibt aber auch neue, die mit in Kauf genommen werden müssen, sonst entsteht nach und nach eine Kluft zwischen den älteren und jüngeren Männern, sie verstehen sich bald nicht mehr, und jeder fängt an, seine eigenen Wege zu gehen, zum Schaden beider. Wir sahen es im Volksverein, der wie ein Baum, der keine neuen Aeste schlug, die alten aber verdorrten und abstarben, Gefahr lief, unter die Axt zu kommen. Wir wussten, dass der Volksverein grosse und schöne Ideale hatte, liessen ihn aber ohne jegliche Unterstützung, bis es beinahe zu spät war. Wir wollen jetzt wenigstens einspringen, unseren Mann stellen, und retten, was noch zu retten ist. Darum wollen wir den guten alten Volksvereinssamen mit dem neuen Männervereinssamen mischen, und ihn in allen Richtungen unserer Provinz ausstreuen, damit er neue, üppige Früchte bringt, zu unserem Wohle, und zum Wohle unserer Kinder. Was besonderss Interesse hervorrufen sollte, sind die secht Komitees unseres Vereins, die die ganze Tätigkeit desselben umfassen, nämlich:

1. Verbindung und Beschäftigung.

Die Pflichten dieses Komitees sollen sein: alle möglichen Felder der Beschäftigung zu erforschen und zu studieren, besonders diejenigen, die mit Notstandshilfe (Relief) zusammenhängen; Bewegungen in Gang zu setzen, die die Verbesserung der wirtschaftlichen Lage der Mitglieder zum Ziele haben, und die Erhaltung ihres Heimes sichern sollen. Sich mit allen Wegen und Gesetzen, die zur Linderung der Notlage augenblicklich bestehen oder zukünftig in Kraft treten werden, vertraut zu machen, und die Mitglieder darüber aufzuklären.

2. Soziale Wohlfahrt.

Die Aufgabe dieses Komitees soll sein, kranken Mitgliedern und deren Familien besondere Aufmerksamkeit, mit Unterstützung und Rat im Falle der Not, zu schenken, sich mit allen Gesetzen und Verordnungen der bestehenden Notstandshilfe vertraut zu machen, dadurch als Ratgeber den Mitgliedern zu dienen, und auch in der Lage sein zu können, Ungerechtigkeiten, die damit verbunden sind, zu beseitigen.

3. Unterhaltung.

Die Aufgabe dieses Komitees ist, soziale und erzieherische Unterhaltungen im Verein zu veranstalten, Schauspiel, Musik und Studiengruppen zu organisieren, um denjenigen, die besondere Talente dazu besitzen, Gelegenheit zu geben, sich weiter zu entwickeln.

4. Mitglieder.

Die Aufgabe dieses Komitees soll sein, sich mit den Zwecken und Zielen des Vereins gut vertraut zu machen, um in der Lage sein zu können, allen Männern ihrer Gemeinde die Notwendigkeit des Vereins zu erklären, und neue Mitglieder zuzuführen. Alle Mitglieder anzuspornen, regelmässig allen Versammlungen und Veranstaltungen des Vereins beizuwohnen.

5. Finanzen.

Dieses Komitee beaufsichtigt die Gelder der Vereinigung, gibt Finanzberichte ab, revidiert die Kassenbücher, wenn vom Vorsitzenden dazu ersucht, sucht Wege und Mittel, um der Pfarrei wo möglich finanziell behilflich zu sein.

6. Geschäfte und Aufklärung.

Die Pflichten dieses Komitees sind, Aufklärungen über die Tätigkeit des Vereins zu verbreiten, und sich um die Wohlfahrt und wichtigen Angelegenheiten der Mitglieder zu kümmern.

Liebe katholische Männer, wir denken, dass Ihr jetzt so ziemlich mit den Zielen und Zwecken unseres Vereins vertraut geworden seid, und unser sehnlichster Wunsch wäre, dass Ihr alle, alt und jung, euch zur neuen Tätigkeit aufschwingt, und mal fleissig ans Organisieren geht, so dass wir Deutschkatholiken unseren anderen Glaubensbrüdern beweisen können, dass wir unseren Mann stellen.

H. Burghardt, Regina.

Der Goldene Mittelweg

Von Pater Jos. Schneider, O.M.I.

GESTERN ist ein schwerer Landregen niedergegangen. Hat die Gräben mit Wasser gefüllt und auch die Sloughs bis an den Rand. Die Farmer freuen sich und reiben sich die Hände. Aber die Autos haben einen schweren Stand. Schau nur, wie sie auf dem aufgeweichten Weg daher gezickzackt kommen! Und drinnen stöhnt und keucht der Fahrer. Ist ihm doch, als hätt' er allen Halt verloren und keinen Boden mehr unter den Rädern. Den Wagen zieht es dauernd nach der Seite, als wollt' er in der ditch ein Vollbad nehmen. Und wenn man durch's Berggelände muss, ist's noch viel schlimmer. Da könnt' man jeden Augenblick die Felsen 'runter in den Abgrund stürzen.

Gleicht nicht das Menschendasein so 'ner Autofahrt auf schlüpfriger Bahn? Mit ständiger Gefahr des Abrutschens nach rechts und links? Wo auf beiden Seiten Gefahren lauern? Wo rechts der Abgrund droht und links der Graben? Ja, das Erdenleben ist ein Dauerkampf um die goldene Mitte. Ein mühsames Dahersteuern im Schlamm an den Gräben der Uebertreibungen und Masslosigkeiten entlang.

Erinnere dich z. B., wie manche Menschen die Tiere behandeln. Das Rechte wär', sie als gottgegebene Gefährten und Gehilfen zu betrachten. In der Art freilich, wie es der vernünftigen Kreatur gebührt. Da gibt es aber Modedamen, die das Getier so pflegen und verwöhnen, als wären's ihre Kinder. Der Hund erhält alltäglich sein regelrechtes Bad mit Chipso-flakes. Wird auch gar zärtlich abgetrocknet und fein säuberlich frisiert. Statt Suppenknochen kriegt er Gala Peter und statt im Schnee zuwühlen, schläft er zwischen Federkissen. Und der Hausherr? Muss sich seine overalls meist selber waschen und an die Leine aufhängen und sich nicht selten unterm Dach sein Bett aufschlagen.

All das ist aber harmlos gegen die Helden vom Tierschutzverein. Die sind ganz zarte Seelen. Triefen von Mitleid für Ochsen and anderes Geziefer. Wollen all die Schlachthäuser und Fleischerläden schliessen. Fallen in Ohnmacht, wenn ein böser Junge mit 'nem Stein nach einem Köter wirft. Das ist die eine Seit' von der Geschicht. Und die andere?

Auf der stehen die Tierquäler und anderes Gezücht. Denk' ich da an manche Farmer. Die wünschen ein jedes Stück Vieh viel hundert mal am Tag zum Teufel, und jedes soll am Tag zehntausend mal verrecken. Und mit den Lederstraps in der Hand drangsalieren und zerren sie die armen Gäul', dass es ihnen beinah das Genick zerreisst. Und vom Heurack aus jagen sie ihnen im Zorn die Gabel in die Lenden. Oder, wenn's ganz energisch zugeht, ziehen sie der armen Kreatur die Zunge aus dem Hals, schleppen sie zur Fenz und nageln sie am Pfosten fest.

Aehnliche Gegensätze spiegeln sich in der Haltung zum Mitmenschen. Die Kapitalisten haben sich auf den Rechts-Radikalismus eingestellt. Müssen durch Gesetz und Polizeigewalt, durch Labor Unions und Sitdown Strikes zu gerechten Löhnen, Unfallschutz und Altersrent gezwungen werden. Die Kommunisten huldigen dem Gegenteil. Gleichheit und Brüderlichkeit ist ihr Ideal. Wollen eine klassenlose Gesellschaft gründen. Fallen auf dem Sidewalk jedem um den Hals nach dem Rezepte: Seid umschlungen, Millionen . . . .! Nehmen's auch, wenn sie können, furchtbar ernst nach der bekannten Regel: wenn du nicht willst mein Bruder sein, dann schlag ich dir den Schädel ein.

Genau so gegensätzlich verfahren viele Eltern in der Erziehung ihrer Kinder. Die goldne Mitte wär': wo Strenges sich und Mildes paaren, da gibt es einen guten Klang. Aber wie geht's? Die einen entscheiden sich für lückenlose Strenge. Haben die Buben und Mädchen dauernd am Schürzenband. Halten sie eingesperrt wie die Kälber hinterm Stacheldraht. Ihrer armseligen Weisheit letzter Schluss ist immer nur der Knüppel. Ziehen den Kindern die Haare aus und die Ohren lang und behaupten, das sei die Art der hl. Monika . . . Die anderen verwenden die Grundsätze der allerneuesten Erziehungs-"Wissenschaft". Die nennt sich "self-expression". Ermahnt so salbungsvoll: lass doch die Kinder ganz in Ruh. Denn Zucht und Selbstbeherrschung kommen ganz von selber. Sie sehen nicht das Resultat: dass damit ihr Heim zum Zirkus wird. Dass damit Trotz- und Klotzköpfe herangezüchtet werden. — Ja, welche Gegensätzlichkeiten!

Nun komm ich an ein extra schlüpfrig Gebiet. Wie toll geht's oft im Trinken zu! Triffst manchmal Kerle, die keinen Durst zu haben scheinen. Tea-totallers nennt man sie und Prohibitionists. Dafür trinken aber andere um so mehr. Wehren sich gegen Predigten über Sauferei. "Vom Whisky, den die Männer trinken, reden die Patres; vom Durst, an dem wir leiden, sagen sie kein Wort." Ja, gerade hier ist's schwer, die goldne Mitte einzuhalten. Ist nicht der Westen trocken wie die Sahara? Und welchen Staub der Farmer schlucken muss beim Dreschen und beim Pflügen! Da sollt' er sich nicht einen leisten, wenn er im Städtchen ist? Hat gerad 'ne Weizenload verkauft. Das Geld spreizt sich im Beutel und die Gurgel brennt. Zudem ist grad' der Hannespeter 'rein gekommen. Hei, hei, welch fröhliche Gesellschaft! Die home-brew fliesst in Strömen, und aus dem Liquor Store der Extrawein. Da sollt' man sich das Maul zubinden? Es ist schon wahr: 'ne Kuh weiss, wenn sie genug gesoffen hat. Aber so einfach ist die Sache dennoch nicht!

Es gibt auch Menschen, die finden sich mit ihrer eigenen Person nicht ganz zurecht. Mag sein, dass sie sich einseitig in die Seel' verlieben. Verachten den Leib als teuflisch Blendwerk. Verschimpfen ihn als Bruder Esel oder Grab der Seele. Lassen ihn gar übermässig hungern wie die Väter in der Wüste und zergeisseln ihn, dass er vor Schwäche nicht mehr aus den Augen schauen kann. Auf der andern Seite sind wieder solche, die ihn grausam überschätzen und verhätscheln auf Kosten des Geistes. Wie's die Sportsmenschen tun, die Modegecken, die Lebemenschen und die Fleischesknechte. Haben die Badewanne und Apothekerwage neben dem Bette steh'n und ihr Schlafgemach wimmelt von Fläschchen und Böxchen für Hautpflege, Massage,

künstliche Wimpern und Manicure. Wo bleibt da nur die Zeit für Gott, Gebet und Innenschau!?

Selbst in der R e l i g i o n schleichen viele Menschen hart am Strassenrand entlang. Die shakers und quakers kommen aus Angst und Busskrampf nicht heraus. Die holy laughers versteifen sich aufs Jubilate. Wollen nur noch lachen. Gebärden sich, als lebten sie im 30jährigen Krieg. Als täten die Landsknecht Gustav Adolfs Salz auf ihre Sohlen streu'n und von Geissen abschlecken lassen. So dass sie sich 'nen Bruch anlachen oder auch 'nen Herzschlag.

Ja, wie komisch sind wir Menschen! Schlenkern dauernd wie ein Auto nach 'nem Regen auf der Lebensstrasse hin und her! Taumeln herum zwischen Einseitigkeiten und Verirrungen, zwischen Uebertreibungen und Masslosigkeiten. Suchen und stöhnen ständig nach Ausgeglichenheit und Ebenmass.

Können wir uns denn garnicht in der M i t t e halten? Anscheinend n i c h t. Weder im Reden noch im Essen, weder in der Kleidung noch im Gesichterschneiden. Und so stampfen wir dahin durch die Jahrhunderte der e w i g e n Vollendung zu.

SOS

ist das Zeichen, mit dem sinkende Schiffe um Hilfe rufen. S O S ruft auch das Schifflein Petri, die katholische Kirche, in der gegenwärtigen Seelennot der Christenheit.

Die Kirche ruft dieses S O S aber zu keiner irdischen Macht: Sie ruft es zu Gott!

Sie fleht keine Kaiser und Könige, keine Weltreiche und keine Millionäre um Hilfe an — sie verachtet sogar deren Hilfe und Geld, wenn sie sich weigern, Gott zu geben, was Gottes ist. Sie, die Schwache, die Kanonen- und Flottenlose, wagt es sogar, den Mächtigen der Welt Krieg für ihre Gottlosigkeit anzusagen. Solange sie noch ihr SOS zu Gott sendet, fürchtet sie niemanden. 2000 Jahre lang ist sie schon mit der Macht dieser Welt fertig geworden. Sie wird auch dieses Mal mit ihr fertig.

Auch deine Hilfe braucht die Kirche nicht, wenn du nicht mitkämpfen, mitopfern und mitbeten willst — die Kirche wird auch ohne dich siegen, denn mit ihr ist Gott.

Aber am Ende der Tage wird sie dann auch ohne dich triumphieren. Triumphieren wird sie über alle, die gegen sie waren, und ohne alle, die sich hier auf Erden nicht um sie kümmerten!

"DER MARIENBOTE"

Jahrein, Jahraus, still und bescheiden
Tritt in mein Haus ein guter Freund,
Er hält es so seit langen Jahren;
Längst hat die Treue uns geeint.

Er weiss so fröhlich zu erzählen
Von Mancherlei aus Nah und Fern,
Aus aller Welt und aus der Heimat,
Und deshalb hab' ich ihn so gern.

Er weiss von allerlei zu plaudern,
Aus alter und aus neuer Zeit;
Er weiss zu scherzen und zu lachen
Und spricht auch wohl von seinem Leid.

Er weiss zu warnen und zu raten,
Zeigt wie man geht den rechten Pfad,
Sein Wort dringt oft mir in die Seele.
Drum hör ich gern auf seinen Rat. —

Zwar ist es nur ein schlichter Bote,
Der ständig geht landauf, landab,
Er geht selbst in die kleinste Hütte,
Und niemand weist ihn gröblich ab.

Fast überall hat er viel Freunde,
Bei denen er hält ständig Rast,
Und so wie mir, ist er wohl allen
Ein gern geseh'ner, lieber Gast.

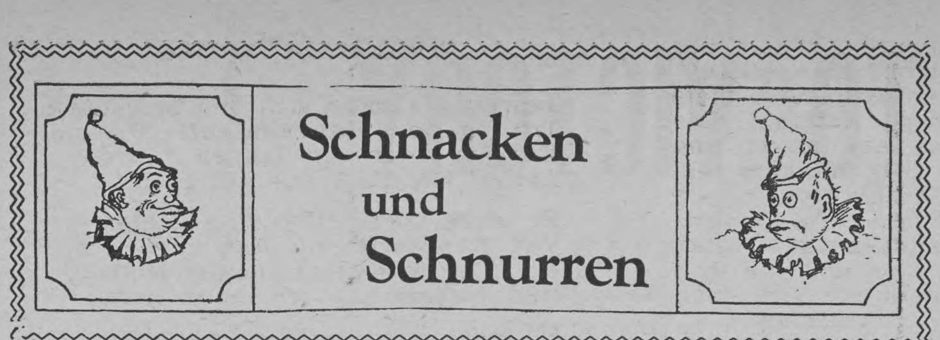
So kehrt er treulich immer wieder,
Und reichet jedem gern die Hand,
In Dorf und Stadt ist er willkommen
Der Bote aus unser'm Land. A. H.

A Catholic magazine for your Catholic home. Why not renew your subscription to the "MARIENBOTE"? We anxiously look forward to your prompt renewal.

ZUM NACHDENKEN!

Die Feinde unseres hl. Glaubens verdecken und verschönern die Fehler ihrer Führer mit allen Kräften. Nur das Edelste und Beste wissen sie von ihnen zu erzählen. **Und wir Katholiken?** Es ist himmelschreiend! Die kleinsten und allerkleinsten Vergehen unserer Priester werden von uns selbst ans Tageslicht gezogen oder gelogen! Je schlechter man über seine eigenen Priester zu reden weiss, umso wichtiger und gescheiter kommt man sich vor.—

Wozu das? Zur grösseren Ehre Gottes? Oder zur christlichen Erbauung des Nächsten? Oder zur Verteidigung der Sache Gottes? Wahrlich! "Die Söhne der Finsternis sind in ihrer Art klüger als die Söhne des Lichtes."! (Hl. Schrift.)





Wirtin: "Haben Sie sich schon gewaschen, Herr Müller?" — "Ja, warum?" — Wirtin: "Ach, ich will einen Kuchenteig machen, und da möchte ich mir gerne Ihre Waschschüssel borgen."

* * *

Gretchen: "Mutti, wenn ich einmal heirate, lade ich niemand auf meine Hochzeit ein, nur meinen Bräutigam."

Mutter: "Aber schäm dich, Kind, nicht einmal deine Eltern willst du dazu einladen?"

"Gretchen: "Ihr habt mich ja auch nicht zu eurer Hochzeit eingeladen!"

* * *

Es heisst im Verwandtenkreise, Marta will heiraten. Sie ist an Schönheit nicht gerade eine Venus. Aber . . .

"Wusste dein Zukünftiger eigentlich," fragte die neidische Kusine, "dass du hunderttausend Mark erbst?"

Marta lächelt und schweigt.

"Hat er schon offiziell um deine Hand angehalten?"

"Natürlich!" erwidert Marta.

"Na," folgert die Kusine, "dann hat er es ganz bestimmt gewusst!"

* * *

Seine Auffassung.

Richter: "Und Sie wagen es noch angesichts dieser 40 einwandfreien Zeugen zu leugnen?"

Angeklagter: "Oh, Herr Kriminell, ick tröste mir mit det Sprichwort: Viel Feind, viel Ehr!"

Während die Mutter eine Büchse Sardinen mit einiger Mühe aufmacht, erzählt sie dem aufmerksam zuschauenden Lottchen, dass es grosse Fische gibt, die diese kleinen Sardinen fressen. Lottchens Augen werden ganz gross vor lauter Zweifel. "Nein, Mutti," sagt sie mit Entschiedenheit, "das glaube ich nicht!"

"Aber — warum denn nicht?" fragt die Mutter verwundert.

"Weil kein Fisch auf der Welt so eine Sardinenbüchse aufkriegt!"

* * *

Else wird in der Schule gefragt, was denn der wichtigste Teil an einem Tiere sei.

"Die Haut!" erwiderte sie nach kurzem Nachdenken.

"Wie kommst du darauf?" will der Lehrer wissen.

"Nun, die hält doch das ganze Tier zusammen!" !

* * *

Oh, diese Fremdwörter.

Frau M. liest in der Zeitung: Schrecklicher Cyklon! Dreihundert Menschen getötet! Vorwurfsvoll sagt sie: "Diese Dinger sollten doch endlich verboten werden! Mich hat gestern auch einer fast überfahren!"

*

Die Frauenfrage.

Dame (in der Gesellschaft zu einer andern): "Und was sagen Sie zur Frauenfrage, die jetzt allerorten angeschnitten wird?"

Andere Dame: "Ich kenne nur e i n e Frauenfrage, und die lautet: Ist er schon verheiratet?"

Ein alter Spaziergänger.

Ein Engländer hatte seit vielen Jahren die Gewohnheit, täglich den ganzen Park von St. James zu umgehen; dies wusste jeder Londoner. Eines Tages fragte ihn einer seiner Freunde, ob er an dieser Gewohnheit immer noch festhalte. "Nein," antwortete der Gentleman, "ich gehe jetzt nur halb um den Park herum und kehre dann zurück; bedenken Sie, ich bin schon alt, und das Gehen kommt mir schwer an."

RETREAT TO VICTORY

(Reprinted from Catholic Digest.)

By Brassil Fitzgerald.

I DIDN'T plan it. It sort of crept up on me, or anyway George did. Him and his wife, and my wife.

The way it all started, one night last summer George and his wife were over for bridge . So I was dummy and out in the kitchen getting some ice cubes, hearing them talk, just their voices and laughing. Then I heard my wife, "You couldn't drag him. Bill just wouldn't."

My name is Bill. "Wouldn't what?" I called in.

No one answered, then, "Itty boy shouldn't listen," Mrs. George said. She's like that. I said nothing, out loud, and took a short one without any ice.

A while later Mrs. George was dummy, or supposed to be, helping me play four spades, saying next week she'd be a grass widow. George was going off for the week-end. Getting away from it all. "Just a bunch of the boys," says George. "A stag party."

I went down two spades, and said he was lucky, and how did he do it? "My wife wouldn't take it," I said.

"I would, too," said the Mrs. "I'd just love to have you get away with the boys. It would do you good." That's what she said, I heard her.

George was grinning. "Take her up on that, Bill," he said. "Come along with me."

I was tempted. "I wouldn't want to butt in," I said politely. "You've got your own crowd."

"Be yourself," he came back. "They'd be delighted to have you. They told me to bring anyone I liked. I'll come by for you Friday night."

The way my wife sat there smiling, I should have got cautious, but I didn't. On account of I knew George, or thought I did. "I don't know," I said. "I'm going light on the hard stuff."

"That's O.K.," he said, not smiling. "So are my friends."

"Who are they," I said, "these friends of yours?"

He gave me a wink. "You know me," he said. "Just a bunch of the clergy."

They all laughed, so I laughed, too, and skipped it, thinking maybe he didn't want to say too much in front of his wife; probably someone was going she didn't like. So we left it like that.

Friday night when I got home, the wife had the bag packed, and was all smiles at the door. Still I suspected nothing, telling her, "Now don't you worry, hon," I said. "Whatever George does, I'll watch my step. I won't even get high."

"I know you won't darling," she said.

I looked at her then. "Are you feeling all right?" I asked.

She just kissed me, smiling.

When George came along, he had another lad with him, a young fellow named Ned, an accountant or something in town. So off we went. Me with the bags in back, not saying much, just relaxing, feeling swell, thinking, "I hope they don't play the deuces wild." They didn't.

In the front seat George and this Ned were talking, saying nothing much; just politics and the Red Sox, and this Corrigan lad, starting off somewhere and landing somewhere else. "Like Bill," says George, and the two of them laughed. I didn't pay no attention. Some friends of theirs I didn't know, I supposed, watching the traffic, all Boston on wheels rolling south. It took us an hour to get out of the city.

I was sort of watching the roadside signs, getting ready to suggest we pull in and have a little refreshment, when George stopped for a red light, and I heard him saying, boy, would your knees be stiff Monday morning!

"Hey, listen," I said, "where are we going?"

"Why, Bill, I told you," he said. "Didn't I?" trying to sound innocent. "Down to the Fathers in Easton. It's a layman's retreat." The light went to green and he went right along.

I sat back, saying nothing, thinking it over, kind of irritated, but not really mad. "What the heck," I decided, "I'm no left-hander. If they can take it, I can." But I didn't feel so good.

And they didn't help any, talking up front. They'd been there before, last summer, a couple of old hands talking it over. "I've got some chocolate bars in the bag," says this Ned. "They're very nutritious."

I didn't like that. "What's the idea?" I asked. "Don't they feed you?"

There was a little silence, like they hadn't thought I was listening. "Oh, sure," George said, "only Ned don't like sardines."

"Not for breakfast," Ned says.

"That's why they've got that rule of silence," George explains cheerfully. "So you can't kick about the eats, and getting up at five bells."

I thought that over. "What do you do up at five?" I asked.

"Nothing much," George says lightly. "You just hear the three Masses and then have breakfast."

"And after breakfast?"

"You just pray till noon," Ned said.

A Boston bus went by, lights shining, a swell-looking bus. I kind of felt around in the dark for my bag. Layman's Retreat. Next bus stop I'd start mine, right back to Boston.

Too late. We swung off the road, and were going up a kind of private road, no lights and a lot of trees. Very gloomy. "It won't be long now," George says cheerfully.

"That's just swell," I says, "I can hardly wait." And said no more, telling myself, "They can't hold you without a warrant. I'll just walk in and use their phone. I'll call a taxi and beat it."

So we got there. A big house on a hill, lights and voices and other cars parking. And when I got inside the front door, I knew I was in for it, elected till Monday. The little priest who welcomed us, looked so glad and so friendly, like he'd been waiting for me. I couldn't say, "I want out. I'm not playing." Not to that smile of his. I lied like a gentleman. "Glad to meet you, Father," I says, and joined the others standing around in the room.

About 40 of us in a room like a lobby, only no desk and no bellboys. Do you know who they had for bellboys? Wrestling our luggage? The young seminarians. Can you tie that? Lugging our bags,

and liking it, looking pleased as punch.

There's a wisecracking lad in the office, a lefty named Holland. Every now and then he slips over a fast one. Like he saw in the newsreel the Papal Guards and the Vatican, and claimed that showed how high-hat and undemocratic the priests are trained to be. I thought about Holland, watching those men that would soon be priests, up and downstairs with the bags. I'd mention that to him casually.

We had a while to wait there in the lobby, sort of getting acquainted. George, because he'd been there last year, acting like he owned the place, introducing and mixing. And the Fathers moving around, helping George.

I got talking to a fellow, a lawyer in Boston, and a newspaper man, and a gloomy fellow that turned out to be a professor. But the one I liked best was the salesman. He was telling us about two Scotchmen, when a bell rang, and one of the Fathers, the little smiling one, welcomed us all and told us what to do.

The first thing was—stop talking; not a word till the next afternoon. The rule of silence, and I didn't keep it. But that was George's fault the next day. Funny thing about that silence, it gets you down at first, and then it doesn't. It — well, I couldn't explain it, but it rests more than your tongue.

We went into the Chapel for Rosary and Benediction, then another priest, the Retreat Master, they called him, he gave us a little talk. He gave all the talks in Chapel, not sermons, just talks, sitting down at a little desk. A young-looking man, shy-looking and very earnest, with the light shining on his glasses, and his voice quiet and friendly. When it stopped, you'd look at your watch, thinking he'd been talking ten minutes, and it'd be a half hour. There's one thing I'll never forget, the sailor he told us about. That was next day.

We went upstairs after Chapel. George and I in one room. No talking. Lights out at ten-thirty.

A little moonlight came in, and out the window was trees, the dark tops of them stirring. You could see the lights on the Boston road, way off, moving along.

I couldn't sleep, trying to, and thinking of things, plenty of things. Between you and me, I'm not getting any younger, and the way things are at the office, I don't know from week to week how long I'll be working. And now the kids growing up. Every time you pick up the paper, there may be a war, and the oldest boy eighteen. And his sister out nights with the boy she's going with. All you can do is hope he drives careful. I got lots to be thankful for, and I am, but, I don't know, I don't have much fun any more. I just got to sleep, when a bell was ringing. Six-thirty and time to get up.

Mass before breakfast. I was next to George. And know what he done? When Mass was starting? He takes out from under his coat a little red rubber mat, puts it down on the hard bench, and kneels on it carefully. Then he gives me the smile. I just said my prayers.

Coming out after Mass in the hall, I did speak to him. "You big sissy," I said. I didn't see the priest—not in time. The little stern one. He just shook his head, disappointed and sad, like he was thinking, "Now who let him in?" George looked like he didn't.

No sardines for breakfast. Just fruit, two kinds of cereal, bacon and eggs, all the milk you could drink, and coffee. Swell coffee. George's friend, Ned, sat across from me, smiling, and I couldn't call him a liar. But the eye I gave him, he knew what I meant.

One of the Fathers read to us all through breakfast, and every meal. No morning paper. Never mind how the Braves were doing, or was the President catching more fish. A very serious book. I was more interested in the bacon and eggs.

Finally I did get to listen, and it wasn't bad—about a lefty, named Stoddard, his own story by himself. This Stoddard, well, if he'd been the head altar boy, and probably had a vocation. Really religious, some kids are like that, I guess. Only his grandfather was a Methodist, and always giving him hell to save him from it. Revivalist meetings and no laughing on Sunday. His other grandfather was more advanced, a Unitarian or something, and they sort of played games and everything was just dandy. Only it wasn't enough for young Stoddard. He was pretty unhappy, looking for something and he didn't know what, nor where to look, thinking priests had horns. I got very interested in it, to see would the young fellow turn.

Afterwards, in the Chapel, I got thinking about Holland, back in the office, wondering if maybe down underneath he was like that Stoddard kid, looking for something he couldn't find, and pretty unhappy. Maybe that was why he crabbed so much, like I do myself about the rich, wishing I had what they have. And hating him for being left-handed, I thought, "I'm like a rich man, hating a poor one for being so poor, and not liking it." You know what I did? I said an Our Father and three Hail Marys for Mr. Holland. He'd love that.

Recreation at two. Everyone talking and laughing, cold drinks in the dining room, swimming and tennis. The recreation I took was to get that mat where George had tucked it under his bed, put it under my coat and take it out for a walk. I sat on it down by the pond in back of the tennis courts, so I wouldn't get grass stains on my pants. But when I got up I forgot it and left it there. Too bad.

Coming back, feeling better, I met one of the Fathers, an old priest with white hair, reading his breviary all by himself. He closed it as I came up, and you'd think he had known me always. We walked together around by the tennis courts, talking of this and that. The experience a man like that has. The things he's seen. He was telling me about a Communist he met once in Rome. There's some where I work, I told him. "Sooner or later, Father, we'll have to fight them." He didn't look worried, just smiling. "You're fighting them this week-end, son," he said. "Mother Church needn't worry. The soldiers won't save Her; no, nor the orators. But you will, son, and men like you all over the world." I felt pretty important walking back.

When four o'clock came, we went back to the Chapel, and it was then the Retreat Master told us about the sailor. He was talking about fear, about people in the world, all of us, burdened with fear. So he told us how this young lad ran off and shipped as a sailor. The life was too hard for this kid. He couldn't take it.

So one day in a wind, they sent him aloft to reef a sail. He did it all right, but starting down he lost his nerve. He clung to the ropes, nothing under his feet but the wind, and the deck, too far down. Just clung there, dizzy, hearing the slap of the sails and the mast groaning, getting sick, looking down where he'd hit when he fell. His grip on the ropes was weakening, and his number was up, when the mate at the wheel saw him and yelled. Over the noise of the wind, "Look up, son," he shouted. "For God's sake, look up." And the lad heard him and did. The sky was all right,

just calm drifting clouds and blue sky. The lad steadied; the dizziness and the fear went out of him. And still looking up, he felt his way down, safe down. The good deck under his feet. I could feel it myself.

That stayed in my mind all afternoon. I kept seeing that kid up there in the pushing wind. And I knew how he felt. Clinging to the ropes. I've been doing that, too, for a long time now, just hanging on. And looking down where I'll hit if I fall. All afternoon I kept hearing that mate, "Look up, son. For God's sake, look up." Like his voice was the priest's and calling to me.

That was Confession night. There were four priests hearing. Know the one I picked? Believe it or not, I went to the stern one. I wanted the works, if you get what I mean.

We were all alone in the library, just a dull light on the books, and behind the screen the Father's hand, shading his face. He wasn't stern. And walking out, I said to myself, "Thank God I'm a Catholic."

Lights out at ten-thirty. I lay a while, watching the lights on the Boston road, thinking of things, the way they turn out and time passes. The wife and I starting out, two foolish kids, and eighteen a week when the first boy came. We didn't mind, just getting by. One day I'd be rich and bring her home orchids. And now our kids are grown up, and we're still just getting by. One time she was sick, I did bring her roses. But no orchids, and none coming. I'll never be in the money, I know that now. "And so what?" I thought in the dark. "I've got the wife, and our kids are good kids." And I fell asleep and awoke smiling.

George was awake and up, on his knees, not praying, looking under the bed and bureau for his prayer mat. I helped him look.

That was Sunday and the last day. It was swell, starting off with Communion and all, and at breakfast everyone smiling. You couldn't talk, but the way you felt, you knew they was feeling, too. Like we was all brothers, and this place was home.

It all ended at five that afternoon with the Papal Blessing and all of us singing.

Then the banquet, and no hymns. One of the Fathers was toastmaster, but he didn't call on the other priests. He said it was time the laymen talked. They sure did. That salesman was best; the stories he told had the Fathers roaring, too. Then the gloomy lad, the professor, got up. He was pretty serious, but he did say one thing I liked. He got talking about the meaning of the word Retreat, and telling us about some famous ones. Like in the Civil War, the Union Army at Bull Run, when the congressmen and their ladies came out in their carriages with box lunches and champagne, to see the Johnny Rebs run. Only they ran the wrong way, and the congressmen choked on their sandwiches. You could see it clear the way he told it. The boom of the guns and the dust and the heat, and the congressmen's coachmen lashing their horses, around them the road filling up with the army retreating. Exhausted men that were licked, in order at first, and then in hot panic, throwing down their guns and running.

"These two days," he said, "we've been in retreat, our backs to the world and its worries, to the battles we each have been fighting. In retreat, but not like an army retreats, fear at its heels and panic ahead; for an army retreats to defeat, and our retreat was to God. And so, no defeat. Retreating tired, we've found strength; retreating in fear, we've found courage. We've retreated to victory."

He was all right, but he talked too long.

Ten o'clock Sunday night I was home. I walked in with my bag, and there was the family sitting around. The kids, too, smiling and giving me the eye, like they were thinking, "Is this our old man?"

"'Lo Dad," the boy said. "I hear they framed you."

I just grinned. "I knew all the time," I told him. "I was fooling your Ma."

The wife was hugging me, like I'd been gone a year. And she wanted to know all about it — you know the way women are. How did I like it? And wasn't I glad now I'd gone? How did I feel?

How did I feel? I felt swell. And I wasn't afraid any more. How could I tell her? "All right," I said, "I got my prayers said for six months." But she knew. She was happy, too.



SPAIN BEFORE 1931

By Rev. Frank Gerein, D.D.

II.

From the XVI to the XVII century, Spain's glory, power and greatness was unrivalled in Europe. As a maritime power and colonial empire, it rivalled, if it did not excell the British Empire. For more than two centuries Spain exercised a predominating influence in European affairs.

With the beginning of the XIX century a decline set in. The American Revolution stirred the Spanish colonies and gave them a first glimpse of independence. The French Revolution reacted in Spain as it did in most other countries. The Napoleonic conquest of Spain fired the nationalism of the Spaniards and they succeeded in driving the invader out of the country in 1808.

But Freemasonry, introduced into Spain in 1795, was now firmly rooted in the colonies as well as in the mother country. That Liberalism which is characterized by its anticlerical animus and its laissez-faire economic theories had been brought into the country from England and France about the same time. These two influences, more than any others, effected the rebellion of the Spanish colonies and their ultimate independence. They too were the cause of the political anarchy which forced Spain into the decline of the last century.

How was it possible to introduce these subversive influences into a country which was so thoroughly Catholic, it may be queried? When we recall that in 1800, popular education had not yet been generally introduced anywhere in Europe, it is easy to understand how the people were too ignorant to detect the veiled duplicity of the leaders and the dangers latent in these new ideas. Moreover, it must be admitted that centuries of progress, wealth and glory had made many of the Spanish leaders quite indifferent in matters of religion. Again, the promises and alluring prospects which Masonry and Liberalism dangled before their eyes, deceived many a Spaniard and induced him, especially if already lulled into a fatal indifference, to abandon his faith and tradition, to defy the Church and to throw himself into the cause of what he was led to believe was a progressive movement. Means of communication were slow, an enlightened press did not yet exist, and as a consequence many a Spaniard succumbed easily to the insidious and alien propaganda.

After the expulsion of Napoleon, the Liberals constituted the only well organized political party in the country. They accordingly succeeded in foisting the anticlerical Constitution of 1812 upon the country. Inspired by Masonry, the Liberals now revealed the true anticlerical sentiments. The Church was, for the first time in Spain's tempestuous history, manacled if not utterly proscribed by the Government. Galling restrictions were placed upon the educational, charitable, social and religious activities of the Church.

But the Spanish soul was too thoroughly permeated with Catholicism and the reaction came quickly. Ferdinand VII, liberated by Napoleon, returned and was restored to the Spanish throne. One of his first acts was the repudiation of the anticlerical Constitution. Now began an era of furious political agitation and the opposition between the Liberals and the Absolutists became steadily more accentuated. This was to continue throughout the century until the fall of Alphonse XIII in 1931 and culminated in the disastrous civil war which is crucifying Spain at the present time.

The Liberals had been ousted by Ferdinand VII but they remained undaunted and continued their efforts to again set up a republican form of government. Though still nominally Catholic, the ideas of the Liberals were borrowed from English Liberalism and the French Revolution, and inspired by the secret machinations of Masonry. While at first they clamored for representative government only, the Liberals soon split into opposing factions, Extremists and Moderates.

For a short period in 1820, and again in 1833—1841, the Extremists succeeded in wresting the government into their hands owing to the unfortunate dynastic quarrel following the death of Ferdinand VII. Without hesitation they proceeded to put their anticlerical doctrines into practice. A number of friars were horribly massacred at Madrid in 1834. The property of the Church was confiscated and much of it put up for sale in 1836. Relations with the Holy See were broken off. The evils of this period were accentuated by the lamentable Seven Years' War, 1833—1839.. In the dispute for the throne, beginning in 1833 when Ferdinand VII died, until the end of the century, between Don Carlos, brother of the deceased king, and Dona Isabel, Ferdinand's daughter, the Liberals threw their support to Dona Isabel who finally won out.

A new Constitution, somewhat more moderate in tone, was adopted in 1845. A Concordat with Pope Pius IX in 1851 regulated the new conditions of the Spanish Church, but the alienated property was not restored and the Concordat was not put into operation in Spain for another eight years. Meantime, the anticlerical Liberals had gained both in numbers, prestige and influence. As repeated revolutions now succeeded each other, the anticlericals seized power for short periods in 1868 and again in 1873. During both periods the Church was oppressed and deprived of what little property she still possessed.

Finally in 1875, the Bourbon Alphonso XII was proclaimed king and the Carlist faction definitely suppressed. However, political instability continued, for a host of new, radical and anticlerical parties began to spring up. In 1898 the Spanish American war still more weakened the government and brought about the loss of Cuba and the Philippine Islands—Spain's last colonies. An illustration of the extreme anarchy which some of these parties advocated was the vandalism at Barcelona in July 1909, when under the leadership of Ferrer, churches and sepulchres were profaned and burned, and persons consecrated to God were murdered and violated.

It might be well to recall that much of this anarchic and anticlerical agitation was the result of the secularization of education and the deliberate indoctrinization by Masonic Lodges through

various leaders. Through newspapers and still more through schools from which God and religion had been excluded there was formed a society which was extremely ignorant in religion even though it still professed Catholicism.

As political conditions became steadily more anarchical during the next decade, Alphonso XIII (1902—1933) in 1923 called upon General Primo de Rivero to set up a military dictatorship. This seemed the only method and last resort in the benevolent king's efforts to maintain order and security in the country. The dictatorship was a beneficient one, and conditions improved. But new destructive forcess now covertly began to filter into the country and among the people. They were Russian Communism and Bolshevism. Primo de Rivero proscribed all political parties, but the Socialist, under the guise of being a social agency, was tolerated. Allying with Communism, Anarchism, Syndicalism and other radical movements, Socialism became a powerful political organization. In 1930 Primo de Rivero was forced to lay down his dictatorship and go into exile in France where he died the following year. The king was now torn between contending factions and parties. The municipal elections of 1931, when 22,000 Monarchists and only 5,000 Republicans were elected, indicated a swing toward republicanism in the cities, though the country was almost solid for the king. Alphonso XIII, in view of the results, yielded to the clamor of Zamora and other revolutionary leaders, issued a manifesto, left the country, but did not abdicate.

But even in his last official act, in his manifesto, Alphonso revealed his greatness and his love for Spain, when he stated: "I prefer to stand resolutely aside rather than provoke a conflict which might array my fellow countrymen against one another in civil and fratricidal war." His closing words were prophetic: "We shall see shortly, by way of contrast, the standards of nobility, patriotism and disinterestedness of those who stepped in to take over the government of the country.'"



A Travelling Salesman

This is the story of a travelling salesman, but it can be told in anybody's parlor.

Waiting for the Regina-bound train at Pense, last week-end, stood a salesman. Business had been none too brisk and the knife-like breeze contributed to a mood that was far from jovial. At long last, the train approached.

As it neared the platform there was no apparent slackening of speed. The salesman became disturbed, then alarmed, and as engine and cars roared past he shouted and waved his arms frantically. Finally the train pulled up, yards down the track. "Fools," thought the salesman, failing to notice that the passenger signal flag had been blown nearly horizontal by the wind.

Muttering to himself, the salesman trotted to the day coach steps and jumped aboard. As he did so, the trainman, who was annoyingly calm, spoke to him. "You've lost a rubber," he said. "It must have dropped off while you were running."

The salesman said nothing, though there were odd noises in the back of his throat. Back off the train he scampered to retrieve his rubber. At the same time, the train began pulling away. The traveller hesitated, then taking a reef in his old school tie, he sprinted after the stray piece of footwear, recovered it, and doubled back. His breath was noticeably short as he grabbed the hand railing of the fleeing coach and pulled himself aboard. Pausing to regain his composure as he rested on the steps, the salesman looked up at the trainman who was smiling and pointing at the traveller's feet. "You've lost the other one, now," he said.

The salesman looked down at his feet, then at the rubber in his hand, and finally at the trainman. His face was a picture of frustration and it darkened to a dangerous red. The traveller struggled for the appropriate expression of his feelings, and finally words came, words in profane profusion that were meant to be drowned in the shriek of the train's whistle. With one last eloquent and deliberate gesture, the salesman took the lone rubber he had so painstakingly retrieved and hurled it far from the moving train. Glowering at the trainman, he passed into the coach. —Reprinted from Regina Star.

RANDOM SHOTS

Those who believe all that they read in the papers have a good time for a while, until they find out that they have been humbugged.

* * *

Christ and Judas would, apparently, be equally welcome in a modern Godless university, or in a modern Godless newspaper or magazine.

* * *

Overbearing Temper.

Nothing shows a greater abjectness of spirit than an overbearing temper appearing in a person's behavior to inferiors. To insult or abuse those who dare not answer again is as sure a mark of cowardice as it would be to attack with a drawn sword a woman or a child. Wherever, therefore, you see a person given to insult his inferiors, you may assure yourself he will creep to his superiors; for the same baseness of mind will lead him to act the part of a bully to those who cannot resist, and of a coward to those who can.—Selected.

* * *

All the converts that the Church makes are a small number compared with the number of non-Catholics who would be converted by the example of Catholics if Catholics lived up to what the Church teaches them.

Anyone who remembers the popular songs of twenty, or so, years ago does not need to be told that the "crooners", and calf bleaters, who abuse our patience on the radio, are miles behind the entertainers of that time.

* * *

It is the creed of the wolf pack that the weak are the legitimate prey of the strong; but it is acted on today in the world of big business. It is defended with specious arguments, and is accepted by many people whose greed for making money is so strong as to blind them to the plainest considerations of fair play and Christian Charity.

The Rambler......

C.C.Y.U. CAMPAIGN.

A campaign for good reading has been organized. On March 20th, a rally was held in the C.Y.C. hall in Regina. Many prominent men of the city, non-Catholic, as well as Catholic, were present, and all insisted on the necessity of this campaign.

Do you wish to know, in short, the why and wherefore? Here it is. Have you ever heard of grafting? No, not political grafting, but the grafting of gardeners who take for example a branch of an apple tree and insert it into a pear tree. Do you know what happens? Apples still grow on the grafted branch but they taste like pears. Why? Because the sap which gives life to the branch is the sap of pears. So the apples growing on this sap taste like pears.

Now, instead of reading wholesome books and magazines, read trash. You know, the stuff you find in "True Story" and "Esquire", and "beautiful" magazines of the same type. Feed your mind on the stories and articles they carry, stories of passionate love and hate, of divorce, of sex perversion, stories of how the soft, spineless men, and the jaded women live. Do you think that you will keep, for long, any ideals you had before? Or will you think, speak and act as the heroes and heroines of your magazines think, speak and act. Yes, you will be just like the apple that has its root in the pear tree. You have the root of your mind, the source of your information in trash. Shall we draw the comparison to its conclusion? A famous man said, "Tell me what you read and I will tell you what you are."

NATIONAL CRUSADE FOR GOOD READING

— PLEDGE —

ON MY HONOUR I PROMISE:

To buy, read and circulate only good, clean, wholesome literature.

To refrain from buying, reading and circulating any publication containing articles, illustrations or advertisements of an immoral, indecent, or suggestive nature.

To boycott all publishers, distributors and vendors who pander to the public by the sale and display of vicious matter.

Name..............................

Address............................



SPAIN—

MARTYRDOM OF AN AGED PRIEST

Bishop Ildebrando Antoniutti relates the following incident on his return from unhappy Spain. An old priest of 72 years, about to be shot by the Reds, faced the firing squad and said in a firm voice, "All my life I have begged of God three graces—eternal salvation, now assured me, death for my faith, now granted me, and by my death the salvation of a soul, and in this I know I am heard." After a moment's silence, one of the Communists dropped his gun and fell on his knees before the martyr. "Padre," he said, "my soul is yous." The Priest gave him absolution, and the two were shot at the same moment.

* * *

In a world that is full of suspicion and of causes for suspicion, too many are childishly trustful after all, and take the bait without thinking of the concealed hook.

———o———

CANADA—

HUDSON BAY—THE FIRST LOAF OF BREAD

"This is the first time since the Creation of the World that bread is eaten at Pelly Bay!" Such was the joyous exclamation uttered by Fr. Henry, O.M.I., missionary to the Hudson Bay Eskimos, as he drew from his pouch a jack-knife to cut off a slice of bread brought to his table by Bishop Clabaut, O.M.I., who flew by plane with Fr. Schulte, O.M.I., from Repulse Bay with the precious loaf and fresh butter, extraordinary delicacies on their daily menu of fish served at every meal to the little community of Pelly Bay.

* * *

It is rather a pity that, when you turn off the radio in disgust, it does not register at the broadcasting station.

———o———

TELL THE POPE ...

It was Mission Sunday in the Congo, and the natives of Kabgayi, Ruanda, were asked to contribute something towards the Propagation of the Faith (the universality of the Church). Young seminarians, native African boys, went without meat and by dint of much self-denial accumulated more than a thousand francs. But the faithful touch was added by an aged negro woman who, as she dropped a handful of coins into the basket, whispered to the collector, "Tell the Pope I sent this."

* * *

ROME—

RECRUITS IN THE OBLATE CONGREGATION

Statistics gathered for the recent General Chapter of the Oblates show that over 1000 members joined the Oblates of Mary Immaculate in the following dioceses: Quebec, 251; Montreal, 187; Quimper, 145; Fulda, 133; Metz, 124; Cologne, 123; Nicolet, 115; St. Hyacinth, 103.

Parables of Life

And Quite Too True!

THIS is a true story. The name of the city does not matter, nor do the names of the characters. The scene is a court of law. The defendant speaks with a decided accent (nationality unimportant). The lawyer for the prosecution has as his witnesses a half-dozen rather puzzled Negroes, men and women, and a fiery young communist. The communist is on the stand.

"And I found that this man," the communist cried, his finger fairly quivering as it was leveled at the defendant, "was paying these men and women less than fifty cents a day for cracking, picking, and sorting nutmeats. He's been doing it for years, and these are just a handful of the colored people of this city who have been kept in practical slavery by him."

The trial moved to a swift conclusion. The young communist had his case well in hand. Almost at the end a Catholic social expert stepped forward. He was a professor in a Catholic college.

"Your honor," he said, "I have investigated the conditions, and they are as stated, perhaps worse."

A swift decision was brought against the defendant, and the Negroes rose, still puzzled by it all.

In the back of the courtroom the communist and the Catholic professor met.

"Well," said the communist, with a sneer, "you came in for the end, didn't you? This condition has been going on for years. These poor people have been working for two-fifty a week and less, with nothing done about it. Why have you been silent in the face of this rotten injustice?"

"Thefac t is," replied the Catholic, "that I hadn't the slightest idea that this was going on."

"No," replied the communist. "It took me to come and show you. And," he concluded ironically, "I understand your city is only about fifty per cent Catholic."

There was no reply to this taunt against Catholic apathy.

———o———

MY FRIEND, WHAT IS HE?

HAVE you, ever and anon, asked yourself, who is my friend? I will tell you. It is a person with whom you dare to be yourself. Your soul can go naked with him. He seems to ask of you to put on nothing, only what you are. He does not want you to be better or worse.

When you are with him, you feel as a prisoner feels who has been declared innocent. You do not have to be on your guard. You can say what you think, so long as it is genuinely you. He understands those contradictions in your nature that lead others to misjudge you.

In his presence you can breathe freely. You can avow your little vanities and envies and hates and vicious sparks, your meanness and absurdities, and in opening them up to him they are lost, dissolved on the white ocean of his loyalty. He understands.

You do not have to be careful. You can abuse him, neglect him, tolerate him.

Best of all, you can keep still with him. It makes no difference. He likes you.

He is like fire that purges all you do. He is like water that cleanses all that you say. He is like wine that warms you to the bone. He understands! He understands!

You can weep with him, laugh with him, win with him, pray with him. Through and underneath all he sees, knows and loves you.

A friend, I repeat, is one with whom you dare to be yourself.

———o———

CORONATION OF POPE PIUS XII.

„KNOW that thou art Father of princes and kings, rule of the world, vicar of our Lord Jesus Christ." Thus did the sixty-three year old scarlet clad prince of the church, Camillo Cardinal Caccia Dominioni, dean of the Cardinal Deacons, address His Holiness Pope Pius XII as he solemnly placed upon the Holy Father's head the tripe crown symbolizing the powers of the papacy.

As there is no dignity more lofty in all the world than that of Christ's own Vicar, so is there no ceremony like that of the coronation of the pope. For the coronation of Pius XII on March 12, St. Peter's Basilica was ablaze with lights and gorgeously decorated drapers of crimson damask hung against the pearl grey marble columns. In the square of St. Peter's an immense throng, estimated at 350,000 persons had gathered. Within the basilica sixty thousand people stood in wrapt attention.

Faintly in the distance the Sistine choir could be heard chanting "Tu es Petrus — Thou art Peter," as the procession moved from the papal palace to the doors of the Basilica. Amidst the deafening cheers of the vast crowd, his holiness entered the edifice, carried on the portable throne. Three times the procession halted. Three times the master of ceremonies threw onto a silver brazier a handful of flax soaked in olive oil and cried out the solemn warning, "Holy Father, thus passeth away the glory of this world." Each time the reminder was uttered in a higher key. At the end of the procession the Pope descended from the chair and knelt in prayer. The Mass began.

When the magnificent ceremonies within St. Peter's were concluded another procession was formed and the Holy Father was carried to the balcony. Hundreds of thousands people from every corner of the globe cheered as the Pope appeared on the balcony. Then there was a hush. In solemn blessing "to the city and to the world" the Pope raised his hand.

The coronation was over. Once more there was brought home to the world the truth of the words of Christ, "Thou art Peter and upon this rock I will build my church and the gates of hell shall not prevail against it."

May the reign of Pope Pius XII be peaceful, fruitful, glorious.

—Condensed from Prairie Messenger.

———o———

Optimism.

Build for yourself a strong box,
Fashion each part with care;
Fit it with chain and padlock,
Pack all your worries there.

* * *

Hide in it all your troubles,
As each bitter cup you quaff,
Pack all your failures in it,
Then sit on the lid — and laugh!

Dr. Fremond's Awakening

(Reprinted from Magnificat.)

Margaret Condon.

LOW MOANS and a soft sob reached Doctor Fremond's ears as he walked briskly into room twelve. There were two beds in the room, one facing the other; but curtains, encircling the beds, gave each occupant the privacy which her condition necessitated. The two women patients in that room were placed together because of their similiarity in condition and disease. But there, Doctor Fremond told himself as he strode quickly to the bed on the right, the similiarity ended.

A young woman with soft brown hair lay on this bed, eyes closed as if opening them would be too great an effort. And, beside her, chair drawn close, sat a young man, a pair of rosary beads clasped in the tense fingers with which he held on to the white coverlet.

"Good morning, Mr. Colohan," Doctor Fremond greeted the young man.

Mr. Colohan stood up. "Doctor, she's worse, isn't she?" he asked anxiously.

"She's pretty bad," he admitted truthfully. "But we're going to do everything for her we can. We'll give her a blood transfusion; that will help."

"If there is any danger," and for a moment the young man's lips trembled uncontrollably, "I . . . I want her to be anointed."

Doctor Fremond nodded.

"We'll attend to it right away."

"Thanks." With a quick intake of breath, the young man slipped back into his chair, and the rosary began to pass slowly through his fingers.

And then Doctor Fremond moved to the bed on the left. The young woman who lay there was dark; dark-skinned, dark-haired, with wide frightened dark eyes — eyes that seemed fearful of closing lest their owner slip into some terrible beyond. And the man who sat beside the bed, gnarled, dirt-stained hands clasped tightly in front of him, was as dark-skinned as the woman.

"Mister," the man rose, and a soiled hand went to Doctor Fremond's arm. "My wife, she sick."

Roughly, Doctor Fremond shook off the hand. He didn't want that dirty paw on his clean coat! The woman was sick all right. A glance told Doctor Fremond that — in fact, she was more than sick; she was dying.

Ignoring the dark, grimy hand outstretched appealingly, Doctor Fremond turned abruptly from the bed. When he was out in the hall, he said to the nurse beside him. "Have Father Gustin give Mrs. Colohan the last rites, Miss Monroe. But first take a blood test, and get a donor here directly. We'll give her a blood transfusion."

"Very well, Doctor Fremond." Yet she stood there in front of him, not moving.

"That's all," Doctor Fremond said a little sharply.

The girl's deep blue eyes looked upward.

"No orders on Mrs. Kaltika?"

He shook his head. "No." He felt impatient with the girl. He had to report to the senior surgeon before he began his treatments, and he didn't want to keep Mrs. Colohan waiting any longer than necessary.

"Both patients in room twelve are pretty low this morning," he reported to Doctor Ellsworth when he had reached the lower floor. "I've asked Father Gustin to visit Mrs. Colohan, give her the last rites; but I'm going to try a blood transfusion —I'm hoping it will give her strength enough to battle through."

Doctor Ellsworth nodded.

"Very good, Doctor Fremond. And how about the other patient?"

"The other patient?" Doctor Fremond looked blank.

"Yes. There's another patient in the room; a foreigner of some sort?"

Doctor Fremond gave a quick snort.

"A gypsy. Kaltika, or something like that."

"Well?" Doctor Ellsworth's deep hazel eyes were questioning. "Doesn't she rate some treatment?"

Doctor Fremond gave another snort.

"Why should I bother with anyone like that?"

The senior doctor's lips came together tightly.

"I'm afraid, Doctor Fremond, you are not going to make a very successful doctor. Remember, you have vowed to care for everyone, regardless of race, creed, or color."

"This woman doesn't matter." Resentfully, he turned from the desk. "She won't get better."

And then, indignation rampant, he strode back down the corridor to the elevator. The very idea of Ellsworth telling him he should give the gypsy a transfusion! That ignorant article! Why, the woman had been sick for days in some camp outside the city before the health doctor had discovered her and sent her to the hospital. And the dirt of her when she had been entered! Why, the nurses hadn't her all cleaned up yet! She was cheap, commonplace, absolutely of no good to the world. Now Mrs. Colohan was different. She was poor, to be sure; yet clean, intelligent, decent.

When Doctor Fremond reached the fourth floor, he found Mr. Colohan standing outside room twelve.

"The priest is with Mary now," he said in a low voice.

Doctor Fremond nodded.

And, as he stood there, waiting, he saw a dark hand parting the curtain that encircled the Kaltika bed, saw a pair of wide, curious eyes watching the movements around the other bed. Just like the illiterate thing, Doctor Fremond thought with contempt. Couldn't realize the priest wanted privacy.

And then Father Gustin pushed back the curtain.

"Let us all pray," he said.

From the desk tip-toed Miss Monroe, and all three knelt down and repeated the last prayer. Then Father Gustin closed up his missal, gave the woman his blessing, and turned from the bed.

"Mister!" It was the dark-skinned man in the aisle in front of the priest, his hands upturned beseechingly. "My wife, she die. She die, too. You say—something to her?"

Father Gustin gave him a reassuring smile.

"Of course." And if the man's hands had been smooth and lily-white, he took them in his, patted them comfortingly.

But here Doctor Fremond spoke up disdainfully: "That woman is not a Catholic, Father Gustin." Goodness only knew what she was.

Steel gray eyes traveled slowly from the top of Doctor Fremond's dark head to the tip of his white shoes.

"And do you think," the priest asked coldly, "that I would refuse these people a little spiritual comfort because they are not Catholics? Did the Master ask 'Who art thou?' before he soothed and healed?"

Feeling dazed, incredulous, Doctor Fremond watched the priest go to the woman, saw him give her his blessing, heard him say in a low, soothing voice: "Did you know there is a place, far better than this earth, where people can go? A place where there is no pain, no suffering? Where the sick become well and strong again?"

The senior nurse brought in the stand. Miss Monroe came with the flask of sterile salt solution, and the flask containing the life-giving fluid. She prepared the patient, and Doctor Fremond started the transfusion. Yet, as the fluid slowly entered Mrs. Colohan's veins, he was conscious only of the mild, even voice at the other bed consoling encouragingly. "So place yourselves in God's hands. Feel that His judgment is best. Neither of you must grieve — just feel that God's will be done . . ."

The man took both the priest's hands in his, kissed them passionately. And then Father Gustin, without as much as a glance at Doctor Fremond, went out of the room. It was then that Doctor Fremond began to feel uneasy, apprehensive. Perhaps, after all, he should do a transfusion on the gypsy. Certainly Father Gustin seemed to think so, and also Doctor Ellsworth. Bother the woman, anyway. Why was it that such trash as she cluttered up the world?

Curtly he said to Miss Monroe: "Take a blood test on Mrs. Kaltika. We'll do a transfusion on her too."

"I've already taken the blood test," Miss Monroe returned briskly. "But I can send for the donor, get the fluid here for you."

Doctor Fremond nodded.

"Very well. As soon as everything is ready, we'll do her too."

Neither husband or wife asked any questions when Doctor Fremond brought the flasks to the Kaltika side. Somehow, they seemed to have taken Father Gustin's advice and resigned themselves to the care of that Almighty Being who had, until that morning, been a name only.

Other patients, other treatments followed afterward; yet the patients in room twelve remained in Doctor Fremond's mind, troubling him curiously.

It wasn't until four o'clock that his rounds took him again to room twelve. Mrs. Colohan was doing well, Doctor Fremond noticed with satisfaction; she was practically out of danger. Miss Nesmith, second shift nurse, informed him that she had even taken a few ounces of liquid nourishment.

But at the other bed, conditions were not so well. The woman had her dark eyes closed now, and she did not open them as Doctor Fremond bent over with his stethoscope. The man was still sitting beside the bed, and, with him this afternoon was a boy, a young boy of about ten, in ragged, ill-fitting clothes. Tears were making little rivulets as they ran down his none-too-clean face, and his upper teeth were pressed tightly to his lower lip in an effort to keep back the choking sobs. For a moment Doctor Fremond felt sharp anger. The very idea of letting the boy up! And then he remembered that he had left no orders regarding this woman's visitors. He had, in fact, left no orders on the woman at all.

He looked again at the boy, valiantly trying to brush away his bitter tears with the sleeve of his too-big coat. And, in that moment Doctor Fremond realized what Doctor Ellsworth knew, what Father Gustin knew: that this woman had people who loved her, desired her, cherished her; people to whom she was important, necessary.

He stood there for several seconds, as realization slowly dawned on him. Yes, this woman was necessary to her own family, her own circle of friends and relatives. This woman whom he had so scorned, was as much loved by her husband and children as Mrs. Colohan was loved by hers. And, if Mrs. Kaltika should die, he would have, by his own carelessness, been as guilty of murder as if he had coldly plunged a knife into her heart. Yes, and he would have been guilty of more than murder — he would have been guilty of treason — treason to the vows of his profession, the principles of his religion, his promise to do the work of the Master. Quickly he strode out of the room. Once in the corridor he turned hurriedly to Miss Nesmith.

"Send that youngster home, Miss Nesmith, and don't let anyone in with Mrs. Kaltika but her



husband. We're going to do another transfusion."

Miss Nesmith nodded professionally.

"Very well, Doctor Fremond."

At seven-thirty, Doctor Fremond went again to room twelve. Now he could justly excuse Mr. Colohan from his long vigil and send him home to rest. His wife would get better. But on the Kaltika side there was no improvement. Mrs. Kaltika was still surrounded with blankets and hot water bottles placed there as a precaution against possible shock from the transfusion. But there was no indication that the treatment had given her any strength. To Doctor Fremond it seemed that her condition remained the same. The man was still there, now and then calling to her, frantically, in a deep guttural tongue, totally unfamiliar to Doctor Fremond.

After a time, Doctor Fremond went out to the wide veranda that ran three sides of the hospital. He paced it once, twice, the murmur of voices in the various rooms coming to him, sometimes pleasant, gay more often low, distressed. Five times he paced the stoned terrace, repeating prayers, supplications, making pleas, promises. If only God would see fit to have this woman live, never, never would such a thing happen again! No, if only the woman would live, always, in the future, he would do his duty as it should be done, and not as his unreasoning selfishness dictated. And then he went back into room twelve. There was a slight improvement, a little stronger heartbeat; but Doctor Fremond realized he wouldn't really know her condition until morning.

His sleep that night was snatched, fitful; a boy with a dirt-grimed, tear-stained face haunted his subconsciousness. He felt cold, anxious as he went into room twelve the following morning. What would he find? Would that woman, whom he had so neglected, have already gone to her eternal reward? Or would she still be balancing between life and death? Was it too much to hope for improvement? If only God would grant his prayer,—that there would be an improvement!

Father Gustin was in the room when he entered. He had come to give Communion to Mrs. Colohan, and he was now at the Kaltika bed. Doctor Fremond could hear his low, pleasant voice. The woman was still living then—but was she any better? Mrs. Colohan smiled at him. There was no curtain around her bed this morning. She would get better.

It seemed to Doctor Fremond that he couldn't part the curtain at the other bed, couldn't read the judgment waiting there; and yet, of course, he must. But at that moment Miss Monroe came hustling in.

"I didn't see you coming," she apologized breathlessly. It was, Doctor Fremond knew, because he was so much earlier than usual. "Mrs. Colohan is very well this morning," she added swiftly.

Doctor Fremond nodded. "Yes. She's doing just fine."

Father Gustin came out from behind the Kaltika curtain then, greeted them both, and went on his way. And now, Doctor Fremond knew, he must ask that question on which balanced his whole career, his whole life, for that matter.

"And how . . . how about Mrs. Kaltika?"

Miss Monroe brightened.

"Oh, she's doing well, too. She had a little orange juice this morning."

The relief that flowed through his veins made Doctor Fremond feel weak, lifeless. Yes, an examination reassured him, the dark-skinned woman was better. Now the man who had been so loyal in his vigil could go to his camp and rest. And now, he too, was freed, acquitted of a heinous crime.

"My wife, she better?" The man looked from the woman on the bed to Doctor Fremond's eased features; and, as Doctor Fremond nodded, he noticed that the man took pains not to touch him.

"Yes. Yes, she's better," he said.

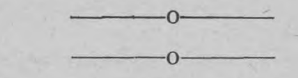
Happiness lighted the man's dark face, gladdened his eyes. And it was then that Doctor Fremond let his hand rest for a moment on the cheap dark cloth that covered Mr. Kaltika's shoulder.

"Both patients in room twelve are doing well this morning," he reported to Doctor Ellsworth on the lower floor.

The senior doctor nodded.

"Good." And then he added slowly: "I was a little worried about you, Doctor Fremond. I was afraid you weren"t going to give that gypsy woman the same sort of a chance as you were giving Mrs. Colohan. But I was wrong. You did splendid work, Doctor Fremond."

But Doctor Fremond, hearing again Father Gustin's low voice, "And did the Master say 'Who art thou?' before he soothed and healed?" turned quietly away. He knew he could find no answer.



TEN REASONS WHY I SWEAR

1.
It pleases my mother.

2.
It is a fine mark of manliness.

3.
It proves I have self-control.

4.
It indicates how clearly my mind operates.

5.
It makes my conversation so pleasing to everybody.

6.
It leaves no doubt in anyone's mind as to my good breeding.

7.
It impresses people that I have more than an ordinary education.

8.
It is an unmistakable sign of culture and refinement.

9.
It makes me a very desirable personality among women, children and respectable society.

10.
It is my way of honoring God who said: "Thou shalt not take the name of the Lord, thy God, in vain. For the Lord will not hold him guiltless that taketh His name in vain."

Ego et Absolvo

A Story by Mary K. Reardon.

SHE had come in to show me her Easter accoutrements. From gay chapeau, perched precariously upon her permanent, to smart brogans, Jean Conway was ready for the Easter parade. She minced, model-fashion, about my office in the same manner in which she had exhibited feminine style in the room we had shared at college.

"Why the premature rehearsal?" I queried. "It's only Good Friday and sackcloth and ashes are in vogue twenty-four hours longer."

"Sackcloth? Ashes?" Vagueness gave way with lightning change to an attitude of warning frigidity, an I-dare-you, chip-on-the-shoulder attitude. "Dick's in town for the week-end and we've a date tonight."

* * *

So that was it. The Lenten season had passed unobserved. She was ready for the Easter parade, but there was no thought in her mind of the spiritual triumph and splendor of Easter. And yet — Looking into the stormy, challenging eyes, I wondered whether she were wholly immune to the spirit of the season. Belying her brave array, there was a haunting sadness in face and eyes — stark revelation of a troubled soul.

I remembered a dark day when Jean left the college infirmary after a siege of measles, her hearing dulled und her heart bitter with rebellion. I, a veteran traveler along the Silent Trail of deafness, could understand her novice bewilderment.

I saw little of Jean when college days were over. She was indulging in what she termed "a last fling" before the swift-descending silence. The fling sent her drifting perilously close to the Primrose Path, a course made adventuresome by the comradeship of Dick Allen, materialist, sophisticate and atheist. It was two years since she had received the sacraments.

* * *

It happened that I had an appointment for my Easter confession on the afternoon Jean called, and I invited her to go with me to the church. She accepted on compromise. She would wait for me in the chaplain's garden.

"I know," she admitted, "that I'm a moral coward. I'm afraid of confession. It's excruciating to have to look the priest in the eye and accuse yourself — especially when you are carrying quite a load on your conscience."

"One would think you were a criminal of the deepest dye," I teased. Years of intimate friendship with Jean gave me the nerve to make light of her mood. I knew the load on her conscience had something to do with the sparkling diamond on her finger. But I knew my Jean. Character moulded within a Catholic college is not easily vanquished by worldly values.

* * *

Jean's trouble was fear of confession, that ordeal to the sensitive nature of the deafened, who must resort to personal appointments for confession. And that, as Jean declared, is excruciating!

I left Jean at the garden gate and made my way into the cloistered archway. From the door I noted with amusement that Jean was not alone. A visiting Franciscan was enjoying the spring beauty of the sun-lit garden. The disconcerted Jean turned as if to flee. Some innate courtesy must have stayed her flight. Embarrassed and reluctant, she stopped to speak to the priest.



I entered the church with hope and a prayer. When I came out twenty minutes later, the Franciscan had disappeared and Jean was alone. A transformed Jean!

"You didn't——" I queried in acute curiosity.

"Tomorrow," she answered.

* * *

And so on Holy Saturday Jean made her peace with God and on Easter Sunday knelt with me at Mass.

In a confidential hour of that Easter Sunday she told me of her capitulation.

"It was so simple after all," she said. "We talked. At first about the climate. Father comes from England. Then about books. Do you know? —he wrote those psychological papers we were so keen on at college. He is such an *understanding* person! And he has modern viewpoints on modern problems. You felt you could talk to him about anything.

"I told him of my fear of confession, and that I had a decision my soul was forcing me to make that very night—to marry Dick or to break the engagement. Father did not exact any promise, but we had a tacit understanding that I was to return in twenty-four hours.

* * *

She looked down at her hands, bared of that glittering diamond. "Dick was pretty sore. He roared. He taunted. He pleaded. But something encouraged me to make the break."

"There was fear—fear of God's justice, fear of dying unprepared. There was a feeling of estrangement from a Beloved Friend, for the loss of whose love Dick's love could not compensate. It was as though Dick and Christ were rivals for

my heart and Christ showed up Dick as a shabby substitute for Divine Love.

There was a longing for reconciliation. I had known for a long time that there could be no happiness for me with Dick if it cost me the friendship of Christ and my hope of eternity. I thought of the cross-laden, thorn-crowned figure that had passed unnoticed by me through all the days of Lent. It seemed as if the eyes of Christ reproached me, pleaded with me, and the voice of Christ whispered to my inner ear, 'I have loved you. For you I suffered.' I was ashamed of my compromising cowardice and treachery. . . . And when at last it was over and I had been absolved there was peace of mind and heart and the joy of reconciliation."

———o———

RANDOM SHOTS

A professor says that a person could live on onions and strong cheese. A very cheap diet that, only two scents.

*

Whilst it is true that the world owes each man a living, it is equally true it is up to him to collect it himself.

* * *

PARTNERS IN PROFIT

A large printing equipment manufacturing company — the Webendorfer-Wills Company — recently sold out to the American Type Founders. John F. Webendorfer and his son laid down two conditions of the sale. One was that every one of the 115 employees in the concern be retained by the new owners; the other was that of the one million dollar price, a quarter of a million dollars be distributed among the employees. John Webendorfer explained the action thus:

"What could I have done without these men? They were responsible for the success of my business, and it is only fair that they should share the profits."

A good text, that, for business to meditate, what? —From "The Liguourian."

THOU SHALT NOT STEAL

If thou employest men and payest them not in accordance with their worth and their needs, but growest unjustly fat by the sweat of their brows, then thou are taking from them what thou hast not rightly paid for — and thou shalt not steal, Cornelius!

If thou workest for another for a just wage, and givest not thy full time and skill—or, if because laborers are scarce, thou demandest more than is thy due—then thou cheatest thy employer —and thou shalt not steal, Cornelius!

If thou art a teacher and dost remove from youthful minds and hearts God, religion and consequent morality—teaching as facts that which thou canst not prove—then thou art a robber of the innocent—and thou shalt not steal, Cornelius!

If thou art a wedded man and dost misuse the privileges of the married state, then thou robbest God and the world of human beings — and thou shalt not steal, Cornelius!

If thou art a surgeon and dost mutilate the body of an innocent man whom you thinkest (and only thinkest) may bear ill fruit, then thou art destroyed in him a God-given function—and thou shalt not steal, Cornelius!

If thou, as a physician, dost end the life of one thou deemest to be unfit, or because he suffereth exceedingly, then thou takest betimes that which belongeth to God alone—and thou shalt not steal, Cornelius!

Because "everybody doth it" or "business is business"—because Modernism, which is merely the offspring of paganism and animalism, is tolerated by many churches and applauded by many universities—because much of the world hath discarded God and hath thus gone mad—none of these, Cornelius, giveth thee right to excuse to do likewise.

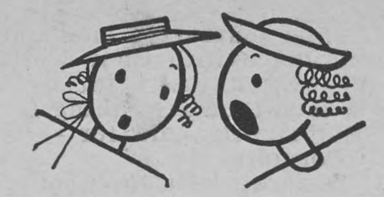
For the "modern" 'theories of men, too often labelled "doctors" of this or that, offer no sane or proved solution to the ills of the world, but rather have a devastating effect on the individual, the family and the State. And surely, dear Cornelius, such of these teachings as would rob God and man and the world, of what is essentially and rightfully theirs, must bring down afresh from the heights of Mt. Sinai that terrible and unmistakable warning to all men of all time — Thou Shalt Not Steal!

The Human Machine.

Engineers are prone to talk of the efficiency of modern machines. But no machine has ever been constructed that is so efficient as man himself. Where can we find a pump as perfect as the human heart? If the boss treats it right, is stays on the job for more than 600,000 hours, making 4,320 strokes and pumping 15 gallons an hour. We have no telegraphic mechanism equal to our nervous system; no radio so efficient as the voice and the ear; no cameras as perfect as the human eye; no ventilating plant as wonderful as the nose, lungs, and skin, and no electrical switchboard can compare with the spinal cord. Isn't such a marvelous mechanism worthy of the highest respect and the best care? —

* * *

It's just too bad for a stuttering parachute jumper when he has to count ten before he opens his parachute.

DID YOU  HEAR THESE?

Husband: "If we had a million dollars, do you know what I'd do with my share of it?"

Wife: "No. Just what would you do with a thousand dollars, darling?"

* * *

Mother: "Marilyn, were you a good little girl at church today?"

Marilyn: "Yes, mother. A man offered me a big plate of money, and I said, 'No, thank you'."

* * *

In the Trees.

He: "I may not be so terribly smart myself, don't you know, but my ancestors were educated in the higher branches."

She: "I can well believe it."

* * *

It's Bridge Night.

"Are you, a married man, not ashamed to sit there sewing a button on your own coat?"

"Pardon me. This is my wife's."

* * *

Flunked at Xmas, failed in May,
I heard him softly hiss,
I'd like to find the guy who said:
"In ignorance is bliss."

* * *

Gym Instructor (to fat man who is supposed to be doing the bicycle movement): Hey you! How about that bicycle movement exercise?

Fat Man: Oh! — I'm coasting.

* * *

Len (at bridge): You can't make a foul out of me.

Max: I'll say I can't. Nature beat me to it.

RIDDLES

A man was walking through a forest. What he found he threw away. What he didn't find he kept. What did he find?—Lice.

*

A farmer built all his buildings (except the pig pen) on the south side of the road. Why did he build his pig-pen on the north side of the road?—To keep the pigs in.

*

What is it that has a face, two arms, is always going but does not move from its place?—The clock.

*

What does liquor start and quarrel end with?—An "l".

*

How far can one walk into a forest?—Half-way — because then one starts to walk out of it.

*

What has patches on top of patches and still has a hole in the middle?—The Chimney.

*

What always runs, never walks, has a mouth and never talks, has a bed and never lies in it?—A river.

*

Mike: Lend me a five spot for a week, old dear.

Pete: Who's the weak old dear?

* * *

Walt: Were you ever held up? Sure, when I was baptized.

An old sheik died leaving one-half of his camels to his oldest son, one-third to the second and one-ninth to the youngest. He had 17 camels. None were to be killed or sold. They couldn't divide them to anyone's satisfaction, till an old Brahmin came along on a camel and settled the dispute. How? — Answer: He added his camel to the 17. Then the eldest got 9, the second got 6, and the youngest got 2, and the Brahmin got his camel back again.

Judge: Guilty or not guilty?

Prisoner: You guess first.

* * *

About 17 per cent of the population of Palestine are Jews and the remaining 83 per cent are chiefly Arabs. The total population is about 1,000,000.

* * *

The population of the world at then end of 1937 wa s2,134,000,000, an increase of 18,000,000over 1936.

* * *

"I've stood about enough," said the humorist as they amputated his leg.